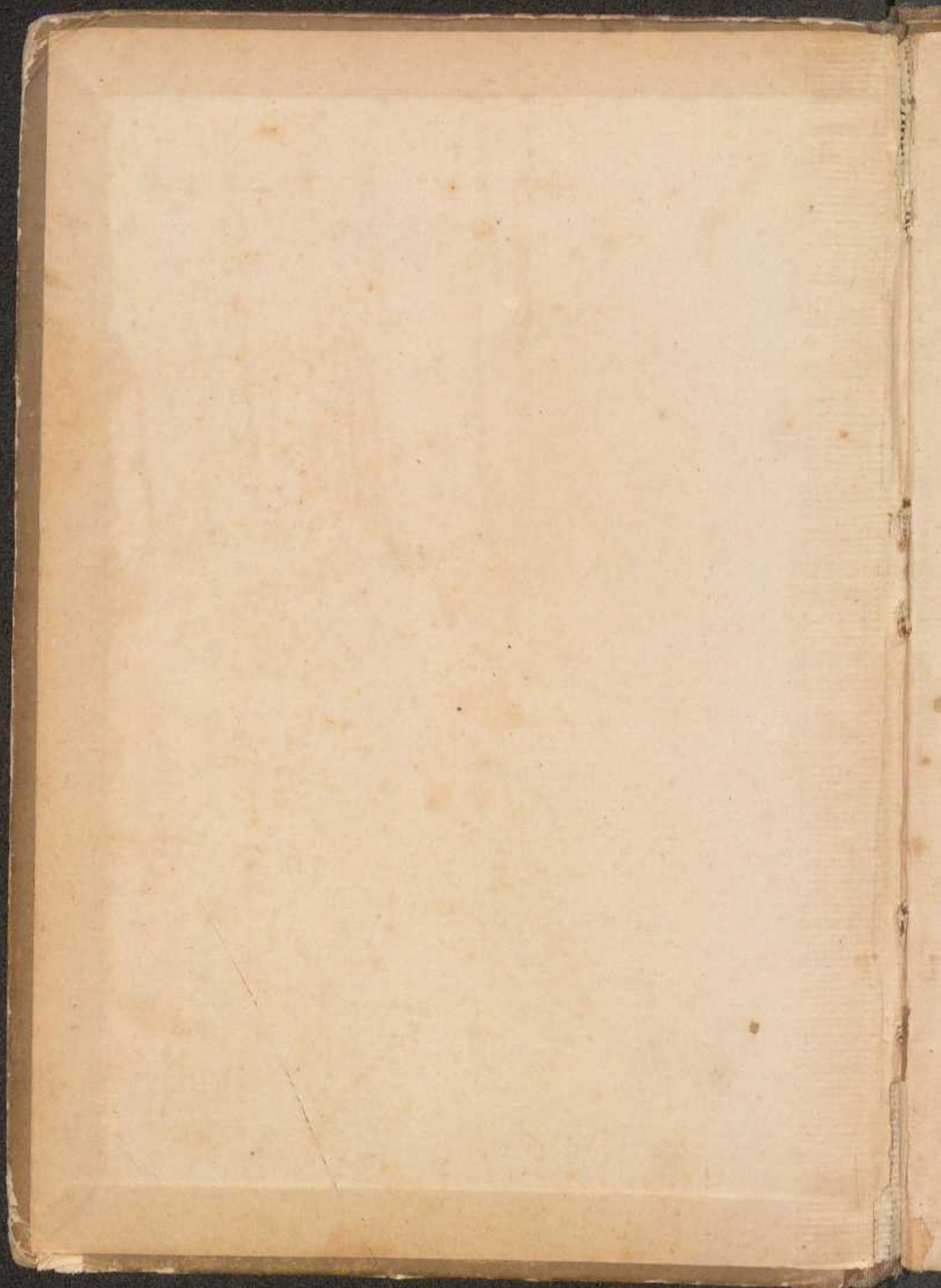
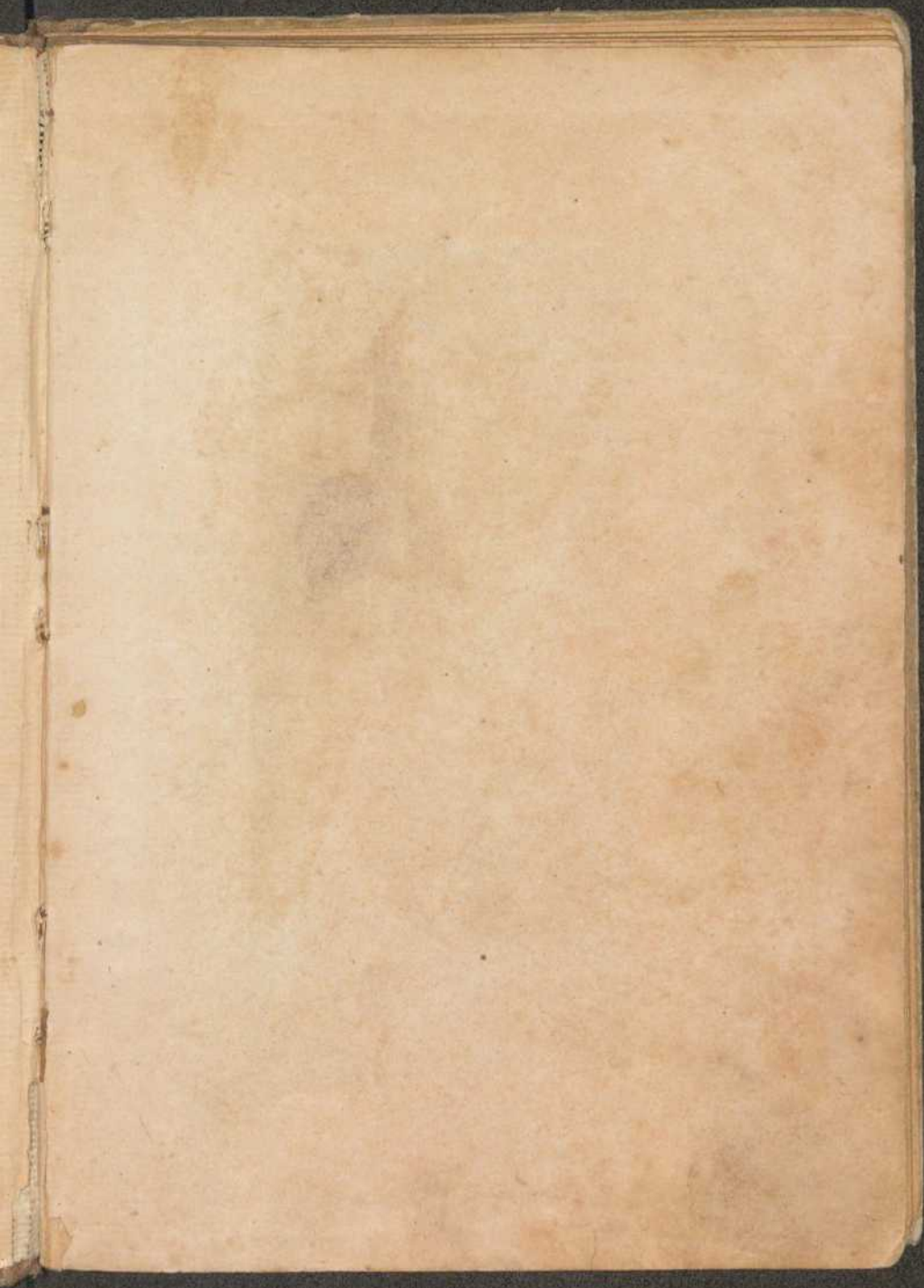


Gänseblümchen.









Die Kraft des Gebets.

7979
Der Jugend Bücherschatz.

Gänseblümchen.



Piebliche Erzählungen

für

Knaben und Mädchen von 8 bis 10 Jahren

von

H. Köhler.



Mit farbigem Titelbild.



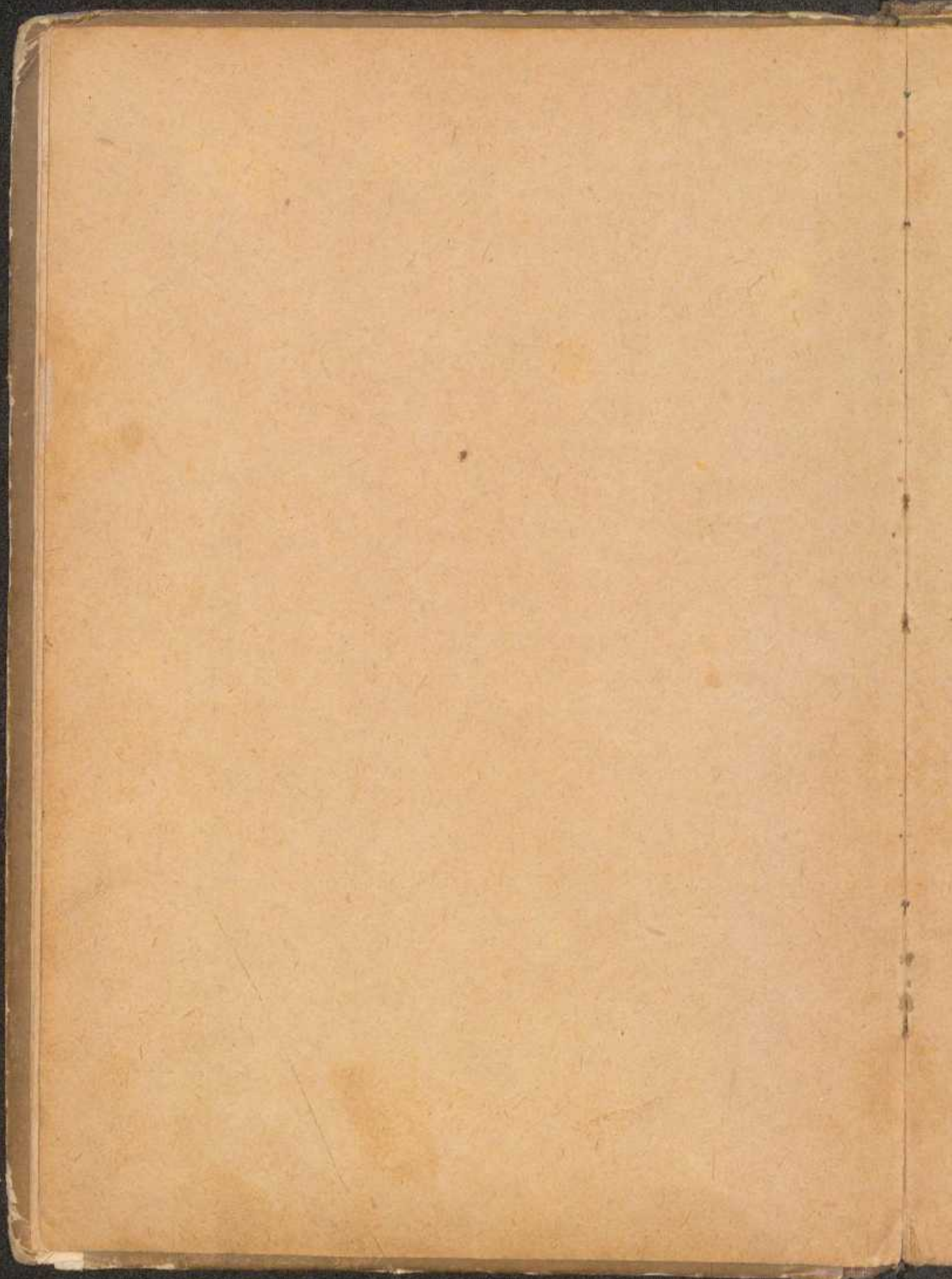
Düsseldorf,

Druck und Verlag von August Bagel.

Inhalt.

	Seite
Morgenstunde hat Gold im Munde. (Mit Abbildung.) . . .	5
Elas Puppe	12
Quäle nie ein Tier zum Scherz	20
Schmuz-Kieschen	25
Ostern	30
Die Kraft des Gebets. (Mit Abbildung.)	36
Die Ferienreise	44
Auf eigenen Füßen steht man am festesten, oder: Biermal den Esel geritten	52







Morgenstunde hat Gold im Munde.

(Mit Abbildung.)

„Walter, steh' auf!“ rief die Mutter. „Deine Geschwister sitzen schon beim Frühstück, und dich, du Langschläfer, wecke ich schon zum drittenmal; du kommst wieder zu spät in die Schule!“

„Ach, Mutter, ich bin noch so müde,“ sprach, sich dehnend das zehnjährige Söhnchen.

Aber die Mutter machte diesmal kurzen Prozeß, tauchte die Hand in ein Waschbecken und spritzte das kalte Wasser dem kleinen Faulpelz ins Gesicht.

Das half und Walter stand wirklich auf. Ehe der kleine Mann aber völlig in die Kleider kam, waren die Geschwister schon marschfertig, und wollte sich Walter nicht Strafe zuziehen, so mußte er, wie schon oft, auch heute ohne Frühstück in die Schule wandern.

Das Haus des Pastors Liebig war ein kinderreiches Haus: Franz, Julchen, Theodor, Elischen, Walter und Hannchen; um so nötiger aber schien es deshalb den Eltern zu sein, die Kinder früh an Fleiß und Thätigkeit zu gewöhnen. Der Vater tadelte darum Walter ernstlich seiner Trägheit halber, als sie alle beim Mittagstisch versammelt waren.

„Verne den Spruch, mein Sohn," so schloß er seine Ermahnung, „Morgenstunde hat Gold im Munde."

„Aber, lieber Vater," sagte Franz, „ich verstehe das nicht recht. Wenn ich auch noch so früh aufstehen wollte, ich könnte doch kein Gold, nicht einmal Silber damit verdienen."

„Nun, mein Kind, ein Sprichwort muß man nicht buchstäblich nehmen, es soll eine allgemeine Wahrheit ausdrücken. Dieses ist aber auch buchstäblich wahr, denn wer die Morgenstunde mit benutzt, verdient natürlich mehr als jemand, der sie verschläft, und wer bis in den Tag hinein schläft, ist schon darum auch am Tage träge und unlustig und wird es schwerlich zu etwas Tüchtigem bringen."

„Könnte ich nur Geld verdienen," fing Zulchen an, „ich habe nie etwas, wenn ein Geburtstag kommt, aufstehen wollte ich schon."

Auch die anderen Kinder waren derselben Meinung, nur wußte keins ein Mittel zu erdenken, wie man dadurch etwas verdienen könne.

„Kinder," sagte endlich der Vater, „das Geld ist die Hauptsache nicht, aber es ist gut, wenn ihr euch an Fleiß gewöhnt. Ich will eurem guten Willen zu Hülfe kommen. Also gebt acht! Unser Garten ist groß, oft fehlt es an Arbeitern darin. Ihr sollt helfen. Am Tage habt ihr Schule und Schularbeiten, die Mädchen sind auch wohl in der Wirtschaft beschäftigt. Abends machen wir einen Spaziergang oder ihr vergnügt euch mit Spielen, denn ohne Spiel können Kinder auch nicht sein; so bleibt nur der Morgen. Schlag fünf Uhr soll euch die Magd wecken, da dürft ihr freilich nicht lange zaudern, sondern müßt flink aus den Federn heraus; um halb

sechs seid ihr angezogen, fix und fertig, bis halb sieben arbeitet ihr im Garten, also eine Stunde, und dafür bekommt ihr jeden Tag einen Groschen. Um halb sieben geht ihr herein zum Frühstück und um sieben Uhr zur Schule. Sonn- und Festtage, sowie Regentage natürlich ausgenommen."

"Ach, lieber Vater," fing Hannchen kläglich an, "ich bin doch noch so klein, da kann ich gewiß nicht mit arbeiten, und ich möchte doch auch gern etwas verdienen."

"Sei nur unverzagt, Kind," sagte freundlich der Vater, "auch euch Kleinen soll die Arbeit nicht mangeln. Am Abend gehen wir durch den Garten und ich weise dann jedem von euch die Arbeit zu. Da giebt es zu pflanzen, zu gießen, zu jäten, die Wege zu reinigen und selbst Steine von den Beeten zu lesen. Franz, du bist der Älteste und führst Buch; jeden Samstag-Nachmittag wird ausgezahlt. Und noch eins, Kinder, die Arbeit im Garten ist kein Zwang, sondern muß ganz freiwillig geschehen."

O, welchen frohen Eifer hatte der gute Vater in den Herzen der Kinder erweckt; da auch die Mutter gern ihre Einwilligung zu dem Plane gab, und da der Mai eben begonnen hatte, ging es an ein Berechnen, wieviel man noch den Sommer über verdienen könne. Es war aber auch eine Freude, zu sehen, wie flink und froh die Kinder am nächsten Morgen aus den Betten und an die ihnen zugetheilte Arbeit gingen, wie schmeckte nach einer Stunde Arbeit im Freien das Frühstück so gut! Und wie frisch und wohl sahen die Kinder schon nach wenigen Wochen aus. Es schien den Blumen und Kindern gleich gut zu gefallen und zu bekommen, und an der Sauberkeit der Beete und Wege im Garten sah man, daß flinke Arbeiter zur Hand sein mußten. Nur die Börse des

Vaters hatte zu leiden durch den gewaltigen Fleiß der Kinder, denn keins, außer Walter, versäumte gern eine Arbeitsstunde.

Walter machte wohl dann und wann einen Versuch, fleißig zu werden, doch ohne rechten Ernst gelingt das nicht, und der feste Wille fehlte bei Walter leider.

So war der Mai vergangen; der nahe Buchenwald hatte sein frisches grünes Kleid angelegt, und wie neu und sauber sah das aus; noch hatte kein Staub die zarten grünen Blättchen berührt. Am Saume des Waldes lag ein schöner, klarer See, in dem die Fische lustig spielten und sich der warmen Sonne freuten. Aber nicht bloß die Fische, auch die Menschen erfreuten sich der schönen Jahreszeit und suchten sie auf jede Weise zu genießen.

An einem Sonntag-Abend ging der Vater mit den Kindern am Ufer des schönen Sees spazieren. Alle freuten sich der untergehenden Sonne und des herrlichen Abendrots.

„Ja, das wird morgen einen klaren Tag geben,“ sagte der Vater, „seht nur, wie der Himmel glüht, das deutet schönes Wetter.“

„Das ist wahr,“ sagte Zulchen, „so schön wie heute hab' ich selten die Sonne untergehen sehen, sähe ich sie nur einmal auch aufgehen, aber sie ist früher da, als wir Kinder aufstehen.“

„Ei, Kinder, dazu kann Rat werden,“ sagte der Vater. „Ihr seid so fleißig gewesen und habt mir Freude gemacht; ich habe längst daran gedacht, euch ein Vergnügen zu bereiten. Habt ihr Lust, morgen hier am Seeufer den Sonnenaufgang zu sehen?“

„O, Vater, das wäre wundervoll! Aber die Mutter muß auch dabei sein.“

„Versteht sich, wir alle; aber freilich müßt ihr sehr früh aufstehen. Also nun nach Hause! Wir halten noch mit der lieben Mutter eine Besprechung.“

Es wurde beschlossen, am flachen Ufer des Sees, dem Walde gegenüber, am folgenden Morgen den Sonnenaufgang zu erwarten. Dort sollte auch gefrühstückt werden. Eine Kaffee-kanne nebst fein gemahlenem Kaffee, ein Theekessel, Milch, Zucker, Butter und Brot wurde in Körbe gepackt, damit am Morgen alles bereit sei, und als der Morgenstern noch hell am Himmel stand, war die frohe Gesellschaft schon reisefertig.

„Aber wo ist Walter?“ fragte der Vater, als man aufbrechen wollte.

„Ja, Väterchen, wir haben ihn schon zweimal geweckt,“ sagte Theodor, „aber er ist nicht zu ermuntern.“

Die Mutter aber ging nochmals ans Bett des kleinen Gangschlängers, rüttelte ihn und mahnte schnell aufzustehen und ihnen zu folgen, denn die Sonne lasse nicht auf sich warten.

Der Weg durch den Wald war vom nächtlichen Tau noch zu naß, deshalb ging man über das Feld dem See zu. Dieser hatte hier ein sandiges Ufer, und eine Menge bunter, glatter Steinchen lagen darauf verstreut. Bald war ein Feuer angezündet und das Wasser zum Kaffeekochen darüber gestellt, Tulchen und Riesen ließen es sich nicht nehmen, den Kaffee für die Eltern zu bereiten.

Unterdessen hob sich in seltener Pracht und Klarheit die Sonne scheinbar aus den Fluten des Sees empor, Himmel und Wasser schienen flüssiges Gold zu sein, und alle falteten, von der Majestät dieses Schauspiels ergriffen, unwillkürlich die Hände und sahen schweigend zu, wie der Sonnenball höher und höher stieg. Nun schmetterte eine Lerche ihr Morgenlied,

das schien den Bann, der auf der kleinen Gesellschaft lag, gebrochen zu haben, denn alle Zungen waren gelöst und konnten kaum Worte finden, die Schönheit des Morgens zu preisen. Aber auch dem Frühstück ließ man alle Gerechtigkeit widerfahren und freute sich des im Glanze der jungen Sonne blühenden Sees.

„Ach, Vater,“ rief das kleine Hännchen, „sieh da den Kahn auf dem Wasser, wie schön muß es sein, so auf dem Wasser zu schwimmen wie die Fische.“

„Nicht wie die Fische, sondern wie die Fischer,“ berichtigte Franz. „O, Vater, könnten wir nicht auch einmal auf dem Wasser fahren?“

„Das wäre schon zu machen, wenn ihr alle nur recht still im Kahne sitzen wollt.“

Das versprachen die Kinder gern, und alsbald wurde der Fischer gerufen, der sich auch bereitwillig zeigte, die kleine Gesellschaft über den See zu fahren. Die Bedenken der Mutter wurden hinweggeschmeichelt, das Geschirr schnell zusammengepackt und dem Fischer übergeben, der es sorgfältig in das Boot packte; dann sprangen die Kleinen in den schwankenden Kahn, sich etwas ängstlich an Vater und Mutter anklammernd.

So eine schöne Fahrt, solch sanftes Wiegen des Kahnes, wie er geräuschlos über den See dahinglitt, hatten die Kinder bis jetzt nicht gekannt, und alle behaupteten, als sie drüben ausgestiegen waren und durch den grünen Buchenwald dem Hause zugingen, einen so schönen Morgen noch nie erlebt zu haben.

Aber was war aus Walter geworden? Der hatte sich gedehnt, im Bette noch einmal umgedreht — es war doch noch so warm in demselben — und so war er wieder eingeschlafen,

bis ihm die Sonne hell ins Gesicht schien und ihn endlich ziemlich spät erweckte. Sich des Spazierganges erinnernd, stand er auf, fand aber natürlich niemand im Wohnzimmer und auch kein Frühstück.

Von der Magd erfuhr er, wie lange die Eltern und Geschwister schon fort seien, verdrießlich machte er sich auf den Weg, ihnen zu folgen. Am See angekommen, mußte er zu seinem noch größeren Verdruß Vater und Mutter, Brüder und Schwestern auf dem See schwimmen sehen und ihre frohen Stimmen hören. Das war freilich traurig; er stand allein am Ufer und hatte so recht eigentlich das Nachsehen. Betrübt und mit Thränen machte er sich wieder auf den Rückweg und kam so ziemlich zu gleicher Zeit mit den vergnügten Spaziergängern zu Hause an.

„O, Vater,“ riefen die Kinder, „heute hatte die Morgenstunde wirklich Gold im Munde.“

Da trat Walter ins Zimmer mit so traurigem Gesicht, daß niemand ihn auszulachen wagte.

Walter aber versprach tief beschämt den Eltern, es solle das letzte Mal gewesen sein, daß er sich der Trägheit überlassen habe.

„Und, mein lieber Sohn,“ sagte der Vater, „hast du nur vier Wochen lang dich selbst überwunden, dann wollen wir dir zur Belohnung wieder einen Morgenspaziergang nach dem See machen. Was meinst du dazu?“

„Ich meine, daß ich dann auch sagen werde:

Die Morgenstunde hat Gold im Munde!“

Ella Buppe.

Am zweiten Ostertage saß der Kaufmann Fröhlich behaglich auf dem Sofa und las in den Zeitungen, während draußen der Regen in Strömen niederfloß und die Kinder, wie es schien, nicht in bester Laune um den großen Eßtisch, von dem so eben das Mittagessen abgeräumt war, herumstanden. Zwar der Fasttags-Pudding hatte trefflich geschmeckt, aber keins der Kinder hatte ein festlich frohes Gesicht. Fünf Geschwister waren hier um den Tisch beisammen; Felix, der älteste von allen, war 14 Jahre alt, dann folgte: Tony, Hermann, Hans und endlich das Nestkückelchen, die erst fünfjährige Ella.

„Der dumme Regen bringt uns um unsere beste Festfreude,“ platzte endlich Felix heraus, „jetzt wären wir schon auf dem Wege zum Onkel, dafür sitzt man nun im Zimmer und kann nicht einmal auf einen Besuch hoffen.“

„Und wie lange haben wir uns nicht schon auf diesen versprochenen Gang zum Onkel nach Mühlhoff gefreut,“ setzte Hermann hinzu.

„Und mit der großen Kutsche hätte uns morgen der Onkel gewiß zurückgeschickt,“ ergänzte, um den Ärger zu schärfen, noch Hans die Betrachtungen der Brüder.

„Ei, so nutzt doch den Regentag,“ rief Tony, „und macht heute eure Schularbeiten, dann seid ihr fertig, und wir gehen mit den Eltern am ersten schönen Tage. Ich werde es so machen.“

„Das sollte mir einfallen, an einem Festtag zu arbeiten, den verwenden alle Knaben nur zur ihrem Vergnügen.“

Bis jetzt hatte der Vater sich in seine Zeitungen vertieft, nicht auf die Unterhaltung der Kinder geachtet. Die letzten, von Felix lauter gesprochenen Worte erreichten aber sein Ohr.

„Also, lieber Felix, du beklagst dich, daß dir eine erhoffte Freude durch den Regen entzogen, ja, für dich wohl nur aufgeschoben wird, während dir Gottes Gnade alles gab und erhielt, was dich zufrieden und glücklich machen kann; du solltest doch dankbarer und genügsamer sein. Damit ihr alle aber einsehen mögt, wie große Ursache wir haben, Gott zu loben und zu danken, will ich euch das vorlesen, was ich eben selbst in den Zeitungen gelesen habe.“

Die Mutter war eben ins Zimmer getreten, so gruppierten sich denn alle um den Vater und horchten seinen Worten erwartungsvoll.

Der Vater aber las nun die Beschreibung des furchtbaren Elends, das die Überschwemmung der Weichsel in und um Schwetz angerichtet hatte.

Wie Hunderte von Menschen, Greise und Kinder, tagelang auf den Dächern und selbst auf den Bäumen der Hülfe und Rettung hungernd und frierend geharrt hatten, wie durch die wilden Wogen die Häuser hinweggerissen, die halbe Stadt Schwetz und viele Dörfer völlig zerstört und das größte Elend im weitesten Umkreis verbreitet sei.

„O Gott, wer doch da helfen könnte,“ brach Tony das bange Schweigen, was des Vaters Worten zuerst gefolgt war.

„Da freilich muß man sich schämen, über ein bißchen Regen zu klagen,“ gestand nun selbst Felix ein.

„Vater,“ fragte, sich an ihn schmiegend, die kleine Ella „haben die armen Kinder in Schwetz nun gar kein Spielzeug?“

„Mein kleines, liebes Mädchen, es mag den meisten der

Unglücklichen wohl sogar an einem warmen Röckchen fehlen," erklärte der Vater. Ella ließ das Köpfchen hangen, dann fragte sie schüchtern:

"Geht die Post bis nach Schwetz?"

"Gewiß, mein Kind."

"Lieber Vater," rief Ella entschieden, "dann schicke ich meine schöne große Weihnachtspuppe den armen Kindern nach Schwetz, ich habe sie zwar sehr, sehr lieb, aber die armen Kinder in Schwetz werden meine Martha auch lieb haben, und meinen Weihnachtsthaler, der in der Sparbüchse steckt, schicke ich ihnen zu einem warmen Röckchen, wenn ich darf," fügte das Kind bittend hinzu.

"Laß dich doch mit deiner Puppe auslachen," rief spottend Hermann, "später weintest du selbst, wenn sie fort wäre."

"Spotte nicht über deine kleine Schwester," schalt die Mutter, "komm, Ella, gieb mir einen Kuß."

"Unsere Spargroschen würden wir anderen auch wohl opfern, aber was kann das Wenige nützen?" sagte Hermann, um seine früheren Worte vergessen zu machen.

"Daß wir nicht viel geben können," belehrte der Vater, "darf uns nicht hindern, zu thun, was in unseren Kräften steht, wie wäre es, meine Kinder, wenn ihr versuchtet, eine Festfreude anderer Art euch zu verschaffen, statt des verregneten Spazierganges? Ella hat euch den Weg gezeigt."

"Sage uns nur, was du meinst," bat Tony, "du sollst uns gewiß bereit finden, dir zu folgen."

"Also, ihr Kinder, wenn die Mutter meine Meinung teilt, so sieht jeder von euch heute, wo ihr ja Zeit in Hülle und Fülle habt, sein Eigentum nach. Ausgenommen sind, wie sich von selbst versteht, eure Kleidungsstücke und eure Schul-

bücher. Als ordnungsliebende Kinder habt ihr ja wohl alles hübsch beisammen. Jeder von euch wählt nach Belieben etwas von seinen Sachen aus, was er den armen Kindern in Schwitz schenken möchte, jeder darf auch aus seiner Sparbüchse so viel herausnehmen, als er will. Habt ihr ausgewählt, dann lege jeder seinen Teil hübsch auf den runden Tisch in der guten Stube, und am Abend nehmen die Mutter und ich dann die Gaben der Liebe unserer Kinder in Augenschein."

"Und ich," sagte die Mutter, "werde mich nicht von meinen Kindern beschämen lassen, sondern werde trotz des Festtages die Kleidungsstücke von groß und klein nachsehen, es wird sich manches Stück finden, was hier entbehrt werden und dort von großem Nutzen sein kann. Schnelle Hülfe ist doppelte Hülfe."

"Noch eins," rief der Vater der schon in Bewegung geratenen Kinderschar nach, "morgen vormittag geht jedes von euch zu seinen zwei besten Freunden und Freundinnen und bittet für die Unglücklichen, das Gute darf oft nur angeregt werden, um Nachahmung zu finden."

Welch froher Eifer war nach des Vaters Worten in allen Kindern erwacht, keins wollte hinter dem andern in Mitleid und Liebe zurückbleiben, es gab einen wahren Wettstreit, ein Erwägen und Überlegen, was zu entbehren sei, was brauchbar oder unbrauchbar für die armen Kinder sei oder was ihnen das meiste Vergnügen machen würde, und als die Eltern am Abend das gute Zimmer betraten, trug der runde Tisch eine kleine hübsche Ausstellung von Sachen und Säckelchen mancherlei Art, die ein Kinderherz erfreuen können; selbst Süßigkeiten hatten sich, wenn auch nicht gerade in Masse, gefunden und waren bereitwillig geopfert worden. Dabei hatte kein Kind

schadhafte oder zerbrochene Spielsachen ausgewählt, nur Hänschen hatte den Schätzen seine stumme, aber doch noch blitzblanke Trompete und eine Peitsche mit halbirter Schnur zugefügt. Hänschen hatte nun einmal das Unglück, daß seine Spielsachen nicht lange unverseht blieben.

Auch die Sparbüchsen waren geplündert; es lag auf dem Tisch ein hübsches Sämmchen von Fünzig-, Zwanzig-, Zehn-, Zwei- und Ein-Pfennig-Stücken, das meiste blitzblank, wie es die Kinder erhalten hatten.

Nun trug die Magd noch einen großen Korb voll Kleidungsstücke und Wäsche, was alles von der Mutter ausgewählt war, herein, und der Vater bemerkte erfreut, daß man schon eine recht ansehnliche Kiste würde packen können.

Wie schnell und froh war allen der Nachmittag vergangen; vor dem Zubettegehen überlegten die Geschwister dann noch, zu wem von ihren Freunden sie am andern Tage gehen wollten.

Der dritte Festtag brachte Sonnenschein, und zur rechten Zeit traten unsere kleinen Freunde nach verschiedenen Seiten hin ihre Bittgänge an. Gut Ding will Weile haben, sagt das Sprichwort; es wurde fast Mittag, dann aber kam auch nachgerade eine ganze Gesellschaft fröhlicher Geber. Die Freunde und Freundinnen der Geschwister hatten es sich nicht nehmen lassen, ihre Gaben selbst zu überbringen; mit Rührung sah die Mutter ein Kind nach dem andern mit freudestrahlendem Gesicht und einem gefüllten Körbchen ins Haus treten, und mit Thränen der Freude in den Augen sagte sie zum Vater:

„Geben ist seliger als nehmen, wer es nicht glauben will, der sehe heute hier diese Kinder.“

Bald sah es in der großen Stube aus, als sei es Weihnacht, so voll von netten Dingen lag der Tisch, und auch

ohne Kerzenschein erglänzten die Augen der Kinder heute in seliger Freude.

Ganz zuletzt brachte nun auch Ella ihre wirklich reizend schöne Puppe. Nur an Sonn- und Festtagen hatte sie mit derselben spielen dürfen, dennoch gab sie ihr liebstes Besitztum gern hin, war doch ihr Sparbüchschén das ärmste gewesen. Noch einmal küßte sie ihre Puppe: „Gräme dich nicht, liebe Martha, daß ich dich fortschicke, in Schwetz werden dich die Kinder auch sehr lieb haben, und ich werde dich nicht vergessen.“

Es waren nun so viele Gaben der Liebe zusammengekommen, daß das Packen derselben sich nicht so schnell besorgen ließ, es mußte deshalb bis zum nächsten Tag verschoben werden, besonders auch, weil mehrere befreundete Familien noch Kleidungsstücke schicken wollten. Die Familie saß noch bei dem durch alle Unruhe etwas verspäteten Mittagessen, als das Rollen eines Wagens gehört wurde und bald darauf eine Kutsche vor dem Hause hielt, aus der zur größten Freude aller der Onkel aus Mühlhoff in eigener Person herausstieg.

„Da komme ich selbst, um mir meine lieben kleinen Gäste abzuholen,“ rief beim Eintreten in das Zimmer der Onkel den ihn freudig begrüßenden Kindern entgegen, „denkt ihr, wir könnten all den Festkuchen, den die Tante gebacken hat, allein verzehren?“

„Du bist der beste Onkel von der Welt,“ rief lustig Hermann, „wir sind alle zu haben, und frischen Appetit bringen wir dazu mit.“

„Zuerst laßt den lieben Onkel nur ablegen und etwas genießen,“ entschied die Mutter, „ihr aber sucht eure Siebensachen: Mäntel, Mützen, Hüte und Handschuhe zusammen,

Gänseblümchen.

daß ihr später keine Zögerung verursacht, denn hierbleiben wollt ihr doch schwerlich."

Das ließen sich die Kinder nicht zweimal sagen, Tony war schon für ihre zwölf Jahre hübsch verständig und sorgte für Ella, damit die Mutter sich dem lieben Gast widmen könne; alles ging in frohester Eile von statten, war man doch so gern bei der freundlichen Tante und tummelte sich dort mit den Cousins und Cousinen lustig herum.

Der Onkel wurde natürlich von den Eltern auch in die große Stube geführt und sah da mit dem freudigsten Erstaunen die Opferwilligkeit der Kinder in den gehäuften Schätzen, hatte doch manches Kind sich willig von seinem liebsten Spielzeug getrennt; das Schönste von allem, was gespendet war, blieb freilich Ellas Puppe.

"Das alles sollt ihr guten Menschen mir nicht umsonst vorgemacht haben," beteuerte bewegt der Onkel, "aber in aller Welt, was soll die kostbare Puppe, die doch wohl das Geschenk einer Pate ist, den armen Kindern, die kaum einen Winkel haben, sie hinzulegen?"

"Wir durften aber Ellas Liebesgabe nicht zurückweisen, da unsere liebe Kleine die erste war, die zum Helfen fertig war."

"Gut," sagte der Onkel, ein Geldstück auf den Tisch legend, "ich kaufe die Puppe für zwanzig Mark, das Geld können die armen Leute besser brauchen, du aber, liebe Schwester, nimmst fürs erste die Puppe in Verwahrung und sagst Ella nichts von unserm Handel."

Glücklich fuhren alle fünf Kinder gegen Abend mit dem Onkel davon, nachdem die Eltern versprochen hatten, die Kinder in einigen Tagen wieder abzuholen, lag doch das Gut des Onkels nur eine Meile von der Stadt entfernt.

Die Osterferien waren längst zu Ende, eine große Kiste und ein schwerwiegender Sack waren nach Schwetz abgeschickt, und warme Dankesworte hatten den Weg zu den guten Kindern zurückgefunden.

Oster noch sprach Ella von ihrer lieben Martha und fragte die Mutter, ob die fremden Kinder ihre Puppe auch lieb haben würden, spielte indes sehr genügsam und zufrieden mit ihren alten Puppen. Der Sommer verging, auch der Herbst nahm schon seinen Abschied, und als endlich der erste Schnee fiel, jubelten die Kinder dem nahenden Weihnachtsfest entgegen. Die Spielschränken zeigten noch von Ostern her unausgefüllte Lücken, so freuten sich die Kinder diesmal um so mehr auf den heiligen Christ, der manches ersetzen sollte.

Und endlich kam auch das schöne langersehnte Fest, und der heilige Abend rief die glückseligen Kinder wieder in das große Zimmer, wo diesmal auf dem bekannten runden Tisch ein stattlicher Christbaum prangte und mit seinen strahlenden Kerzen den großen Raum erhellte und die Augen der Kinder erglänzen ließ. Wer aber beschreibt Ellas Entzücken, als sie ihre geliebte Martha, sogar noch verschönt und verjüngt, auf ihrem Platz am Tisch liegen sah, und die Mutter der Kleinen erklärte, wie reich durch ihre opferwillige Liebe und des Onkels Güte die Armen beschenkt seien.

Von nun an durfte Ella alle Tage mit ihrer Martha spielen, es blieb ihre liebste Puppe, so lange sie Freude am Spiel mit einer Puppe fand, und sie wurde später noch als ein Andenken an die Osterfreude von Ella aufbewahrt.

Quäle nie ein Tier zum Scherz.

„Heute, glaube ich, fangen wir sechzig Schmetterlinge!“ rief der muntere kleine Hermann seiner Schwester Lina zu. „Sieh nur, sie flattern scharenweise über dem blühenden Klee. Ich glaube, Lina, wir werden heute tüchtig etwas verdienen.“

„Das wäre recht hübsch, Hermann, wenn wir die niedlichen Tiere nur nicht zu töten brauchen; sie spielen so froh in der Luft, daß es mir stets leid thut, sie fangen zu müssen.“

„Du bist ein dummes Ding. Weißt du denn nicht, daß diese gelben Citronen-Vögel die lebenswürdigen Eltern der häßlichen Kohlraupen sind, die der Tante alles schöne Gemüse total verderben? Nein, das ist gewiß keine Sünde, die zu fangen, sonst hätte es der Onkel uns nicht erlaubt und bezahlt sie uns noch obendrein.“

„Ja, Hermann, das hat er aber zur Bedingung gemacht, daß wir sie schnell töten sollen, und sieh, da zappelt noch einer in deinem Korb, das ist Sünde, sie lange zu quälen.“

Hermann und Lina waren aus der nächsten Stadt und durften jeden Sommer bei ihrem Onkel, der Pastor auf dem Lande war, die Ferienzeit zubringen.

Die Ferien waren für die Kinder die schönste Zeit des Jahres, und lange vorher schon wurden die Tage berechnet, die vergehen mußten, ehe die Fahrt zum Onkel angetreten werden konnte. Die seltenen und vielen Blumen des Onkels waren nicht die Zugkraft für die Kleinen, wohl aber eine lange Stachelbeerhecke, an der die Fülle der süßen, gelben Beeren

die Zweige herniederzog. Eine schöne Nußbaumlaube stieß gleich an das Pfarrhaus, und Hof, Scheune und Garten boten verschiedene Spielplätze für die Kinder. Dazu war Auguste, ebenfalls eine Nichte des Pastors, die an Kindes Statt vom Onkel erzogen wurde, eine sehr muntere Spielgefährtin und viel besser zu Verstecken und Haschen zu brauchen als die etwas schüchterne Lina.

Um nun den Kindern eine kleine Beschäftigung, die zugleich nützlich war, zu verschaffen, bezahlte der Onkel jede Mandel der gelben Schmetterlinge, die sie fingen, mit einem Groschen, was für die stets leeren Taschen der Kleinen auch nicht zu verachten war.

Der große Garten war mit einer Weißdornhecke umgeben, und an denselben stieß das Stückchen Feld, auf dem der blühende Klee die Jagd der Kinder um vieles ergiebiger machte.

Auguste, die für sich und die anderen Kinder das Vesperbrot brachte, kam jetzt auf die beiden zu, rief aber schon von ferne:

„Komm schnell, Hermann, im Garten ist ein prächtiger Schmetterling, den helf' ich dir für deine Sammlung fangen.“

Bereitwillig folgte Hermann dem Ruf, und endlich war es gelungen, den bunten, seltenen Vogel zu fangen.

„Aber wenn ich den Schmetterling tot drücke, verwische ich all den schönen Farbenstaub,“ seufzte Hermann. „Ich muß ihn, wie es meine Schulkameraden machen, mit einer Nadel auf einen Pfropfen stecken und mit schmalen Papierstreifen die Flügel befestigen, sonst schlägt er auch von den Flügeln den Farbenstaub ab.“

„Ja, anders geht es diesmal nicht,“ sagte Auguste, „wir haben zu viel Mühe beim Fangen gehabt, um ihn nun zu verderben.“

„Dann aber will ich die Quälerei gar nicht sehen,“ sagte Vina, „und dir, Auguste, bin ich gar nicht gut, daß du Hermann recht giebst, wenn er so grausam sein will.“

Vina wurde ausgelacht, blieb zurück und suchte sich an der Stachelbeerhecke zu trösten, was auch bald genug gelang.

Nachmittags hatten alle drei Kinder ein paar Stunden zu lernen, dann aber ging's wieder in den Garten, und zwar waren Auguste und Hermann sehr geheimnisvoll gegen Vina und wollten ihr erst gar nicht sagen, daß sie ein Vogelnest auf einem Apfelbaume entdeckt hatten.

„Es steckt tief in einem Astloche,“ sagte Hermann, „ich hätte es gar nicht gesehen, hätte ich nicht das eine Vögelchen hineinschlüpfen sehen. Es muß ein Meisennest sein, und gewiß sind noch Eier drin, denn ein Vogel bleibt immer darin und der andere sitzt auf einem nahen Zweige und bewacht das Nest.“

„O, das ist hübsch,“ sagte Vina, „da will ich alle Tage lauschen, ob nicht endlich ein kleines Vögelchen aus dem Astloche guckt.“

„Da kannst du lange warten,“ sagte Hermann. „Ich werde gleich auf den Baum klettern und mir die Eier hervorlangen; denn bin ich erst wieder zu Hause, dann giebt es keine Meiseneier zu finden.“

„Das ist böse von dir, Hermann,“ rief ganz empört die kleine Vina, „das Vögelchen hat dir nichts zuleide gethan und der gute Onkel würde es dir auch nicht erlauben.“

„Nun, so geh' hin und klatsche mich an,“ war Hermanns Antwort.

Vina aber hatte ihren Bruder sehr lieb und hätte alles andere eher gethan, als ihm Strafe zuzuziehen. So blieb sie bloß Zuschauerin, als Auguste Hermann behülflich war, auf den Baum zu klettern, der dicht an der Weißdornhecke stand.

Das Nest war leicht zu erreichen, da das Astloch sich zwischen zwei starken Ästen befand.

Erschrocken flog das Mütterchen von dem Neste fort, setzte sich auf einen nahen Zweig und zwitscherte ängstlich mit dem Männchen um die Wette, und wiederholt umkreisten beide in engen Ringen ihr Häuschen. Wohl wissend, daß ihre schwachen Kräfte nichts gegen den Räuber ausrichten konnten, mußten sie sich begnügen, durch ängstliches Geschrei sein Mitleid rege zu machen.

„Sechs Eier habe ich gefunden, Auguste,“ rief jubelnd Hermann herab, „die blasen wir aus und ich vertausche sie zu Hause gegen andere Vogeleier.“

„Dabei helfe ich,“ rief Auguste, „nun aber komm schnell herunter, der Dinkel könnte kommen, und dann wird er böse.“

„O, dem Dinkel bin ich sehr gut, von den Eiern aber braucht er nichts zu wissen.“

Mit diesen Worten kletterte Hermann herab. Ein paar der zierlichen Eier hatte er in die Tasche seines Fädelchens gesteckt, ein paar hielt er noch in der Hand, konnte sich aber nun nicht festhalten, kam ins Rutschen und so etwas unsanft auf dem Boden an. Aber — ein abgebrochener Zweig der Hecke hatte neben dem Baume gelegen; Hermann hatte, um besser klettern zu können, die Stiefel ausgezogen und trat nun ziemlich fest auf den Zweig, wobei er sich einen Stachel tief in den Fuß eintrat. Vor Schmerz drückte der Knabe die Hand fest zu, und, o weh — die Eier waren zerbrochen, und aus der Tasche, die er gegen den Baumstamm gedrückt hatte, tröpfelte die gelbe Sauce heraus.

„Au, au! Wie weh thut mein Fuß, ich, ich kann nicht aufstreten, helft mir doch nur bis ins Haus, ich kann den Stiefel

nicht anziehen!" — so wimmerte der Knabe, während Auguste und Vina bemüht waren, ihn in das Haus zu führen.

Leider verriet der Fleck auf dem Fäcchen schon, wie ehrenvoll Hermann seine Wunde erhalten; er fand daher auch wenig Bedauern.

Der Onkel nahm den Knaben sehr ernst bei der Hand und führte ihn in sein Schlafkammerchen, wo ersterer schon durch Zufall den aufgespießten Schmetterling gefunden hatte. Auf diesen zeigend, sagte er:

„Sieh, Hermann, das arme, gequälte Tier, du hast ihm selbst die Möglichkeit benommen, durch Schlagen mit den Flügeln seinen Schmerz zu erleichtern, und wenn wir uns seiner nicht erbarmen und es schnell töten, hängt es wohl morgen noch lebend an dem Spieße, an den du, hartherziges Kind, es gefesselt hast. Auch die armen Vögelchen schreien noch um ihr Nest herum; Gott aber hört auch das Seufzen des gequälten Wurmes und straft seinen Peiniger. Nimm nun den Dorn in deinem Fuße als wohlverdiente Strafe. Du wirst wochenlang warten und Schmerz ertragen müssen, ehe die abgebrochene Spitze herausheilt; aber um so länger wirst du deiner kindischen Grausamkeit gedenken, die du, wie ich hoffe, heute zum letztenmal geübt hast.“

„Aber, Onkel,“ sagte etwas kleinlaut und beschämt Hermann, „viele Naturforscher töten doch auch Tiere, in der Naturgeschichte wird davon erzählt.“

„Ich will das nicht rechtfertigen und auch nicht tadeln,“ sagte mild der Onkel, „zwecklos aber ein Tier zu quälen, zeigt ein hartes Herz; darum merke dir den Vers:

Quäle nie ein Tier zum Scherz,
Denn es fühlt wie du den Schmerz.“

Schmutz-Vieschen.

„Warum weint denn das kleine Brüderchen, liebes Mütterchen?“ fragte Vieschen, das sechsjährige Zwillingstöchterchen des Gutsbesizers Berger. „Ist das Brüderchen krank?“

„Nein, Vieschen, das Kind weint, weil es gewaschen wird, und macht es ebenso wie mein Vieschen, die sich auch nicht waschen mag.“

„O, Mutter, ich weine nicht mehr beim Waschen.“

„Lieber wäschst du dich gar nicht. Kind, sieh nur deine schmutzigen Hände. Willst du immer Schmutz-Vieschen bleiben?“

„Ich habe ja Kirschen gegessen; warte nur, Mütterchen, — und ehe die Mutter es hindern konnte, steckte Vieschen die sehr unsauberen Hände in das Waschwasser des Brüderchens.“

„Halt, Vieschen, das darfst du nicht; geh' an dein eigenes Waschbecken.“

„Bin schon fertig, liebe Mutter!“ Und bereits trocknete Vieschen die kaum naßgewordenen Hände an ihrer Schürze ab.

„Nein, Vieschen, das wird immer ärger, du bist und bleibst gleich unordentlich und unreinlich. Du und Gretchen seid euch sonst so ähnlich, nur an den sauberen Händen und an den sauberen Kleidern weiß man stets, wer Vieschen und wer Gretchen ist; du solltest dich doch schämen.“

Vieschen war rot geworden, nun aber gab sie der Mutter einen Kuß und sagte: „Du sollst uns nun bald gar nicht mehr unterscheiden können, liebes Mütterchen, ich verspreche es dir.“

„Ja, Kind, wenn es mit dem guten Vorsatz abgemacht wäre, dann glaubte ich es, werde mich aber sehr freuen, wenn du wirklich Wort hältst.“

Es war Mittag, alle Kinder standen um den gedeckten Tisch, und der Vater wollte eben das Tischgebet sprechen, als sein Auge auf Lieschen fiel, die ihm gerade gegenüber ihren Platz hatte.

„Lieschen, wo bist du gewesen? Deine Haare hängen wild herunter, und wie sehen deine Hände aus?“

„Ach, Vater,“ stammelte Lieschen beschämt, „ich war gerade beim Himbeerenpflücken, da wurde zu Tisch gerufen und ich hatte keine Zeit mehr.“

„Doch wohl Zeit genug zum Händewaschen und dir die Haare aus der Stirn zu streichen. Wenn man die Hände zum Gebet falten will, müssen sie rein sein; jetzt geh' erst und wasche dich gründlich.“

Tief beschämt ging Lieschen zur Thür hinaus und wusch und wusch und sparte die Seife nicht. Aber das nahm Zeit fort, und als Lieschen wieder an den Tisch trat, war die Suppe verzehrt und sie bekam zur Strafe keine mehr. Es war gerade Schokoladensuppe gewesen, ihr Lieblingsgericht. Das war bitter, und Lieschen stampfte förmlich mit den Füßchen heimlich unter dem Tische und sagte für sich: „Das geschieht mir zum letztenmal, die fatalen Hände!“

Gretchen und Lieschen hatten sich beide sehr lieb; beide waren niedliche, freundliche Mädchen, und Gretchen war sehr betrübt, daß Lieschen wieder bestraft war; freundlich sagte sie nach dem Essen zum Schwesterchen:

„Warte nur, Lieschen, morgen werde ich dich erinnern, daß du ja die Hände nicht vergißt zu waschen.“

„Ach, Gretchen,“ sagte Lieschen traurig, „morgen giebt es doch keine so schöne Suppe wieder.“

Am nächsten Mittag strahlte Lieschen von Stolz und Freude; die Hände waren blank und sauber. Aber kaum hatte man sich zu Tische gesetzt, als Bruder Oskar zu kichern begann und bald in lautes Lachen ausbrach.

„Was hast du nur?“ fragte die Mutter.

Lieschen, nichts Gutes ahnend, zeigte schon ihre Händchen, aber Oskar rief:

„Siehst du nicht, Mütterchen, Lieschen will Soldat werden; sie hat sich schon einen Bart angeschafft.“

Das arme Lieschen wurde blutrot. Ja, sie hatte, ehe sie die Hände gewaschen, Kirichen und allerlei Obst in den Händen gehabt und sich damit im Gesicht herumgefahren; das Gesicht, so dachte sie, würde nur morgens gewaschen.

Solche Scenen kamen öfter vor. Unser kleines Lieschen gab sich wohl Mühe, reinlicher zu werden, aber lebhaft und rasch, wie sie war, vergaß sie die nötige Vorsicht nur zu oft, und deshalb sah das kleine Gretchen, das bedächtiger war, am Samstag in der Regel noch sauberer aus, als Lieschen am Montag, und alle Ermahnungen wollten nicht viel helfen.

Das kleine Brüderchen, das die größte Freude der beiden Schwestern war, war nun schon fünf Wochen alt und hatte noch keinen Namen, und die Mutter hatte erklärt, es müsse erst getauft werden, ehe man es mit einem Namen rufen könne.

Das Tauffest war nun ein Tag, auf den sich beide Schwestern außerordentlich freuten. Vater und Mutter hatten versprochen, daß Gretchen und Lieschen mit zur Kirche gehen dürften; beide erhielten zu diesem festlichen Tage ganz gleiche

weiße Kleidchen und rosa Schleifen in die Böckchen; denn sie sollten Körbchen mit Blumen tragen, um, vor dem Brüderchen hergehend, seinen ersten Weg mit Blumen zu bestreuen. So hatte es die Mutter gewollt, und beide Schwestern konnten kaum vor Freude den Taustag erwarten.

Oskar sollte zwar auch mit zur Kirche gehen, freute sich aber doch mehr auf den Kuchen und die anderen guten Sachen, die er zu dem Feste erwartete; denn auch an der Tafel sollten die Kinder mit allen Gästen essen.

Es gab vorher im Hause viel zu thun; die kleinen Mädchen konnten schon manches helfen und waren flink und thätig dabei. Um den Taufstein sollte ein Kranz von Kornblumen gelegt werden und sie durften die Blumen dazu holen. So beschäftigt, verging die Zeit schnell und der Tag der Taufe kam heran, ehe es die Kleinen gedacht hatten. Ein Gast kam nach dem andern; das Brüderchen wurde schön gepuht und auf ein rot-seidenes Kissen gelegt, über das später ein feiner Schleier gedeckt werden sollte. Gretchen und Lieschen war ganz feierlich zu Mute, sie durften ja zusehen bei all den Vorbereitungen. Endlich kamen auch sie an die Reihe, geschmückt zu werden, und beide Kinder sahen wunderlieblich aus in den schönen weißen Kleidern mit den rosa Schleifen und den Blumenkörbchen in der Hand.

„Ach, so müssen uns noch die Köchin und die anderen Leute auch sehen,“ sagte Lieschen glücklich, und ehe jemand einen Einwand machen konnte, huschte sie schon zur Thür hinaus und die Treppe hinunter in die unteren Zimmer.

„Ach, Lieschen, wie hübsch bist du angezogen,“ sagte Annette, die eben beschäftigt war, die Festtafel zu ordnen, auf der schon die schönen Torten prangten.

„Ja, Annette, und Gretchen sieht ebenso schön aus. Nun soll mich aber auch Christel sehen.“

Christel, die Köchin, war eben in der Küche beschäftigt, einen Braten aus dem Ofen zu ziehen, um ihn mit der Brühe zu begießen, als Lieschen gesprungen kam.

„Bleib' zurück, Lieschen,“ rief aber Christel schon der Kleinen entgegen, „komm nicht näher, du möchtest dir dein Kleid beschmutzen.“

„Aber, Christel, du mußt doch sehen, wie schön ich gepußt bin. Guß doch einmal, wie gefall' ich dir?“ Mit diesen Worten stand sie auch schon neben der Köchin.

„Lieschen, wo bist du? Komm schnell!“ erscholl es da von oben.

„Gleich, Mütterchen, gleich!“ Und eilig wandte sich Lieschen um, streifte aber dabei die Bratenpfanne mit dem weißen Kleidchen und, o weh! da war ein großer schwarzer Fettfleck, und das schöne Kleid war verdorben.

Lieschen war starr vor Schreck. Was sollte sie nun machen? Sie traute sich gar nicht hinauf zur Mutter. Endlich kam die Wärterin, sie zu holen. Das arme Kind zerfloß in Thränen; auch die Mutter war erzürnt, es blieb aber keine Zeit zum Schelten oder Bedauern. Lieschen mußte schnell beiseite treten und traurig zusehen, wie Gretchen allein vor dem Brüderchen her zur Kirche ging.

Als der festliche Zug in der Kirche war, nahm die Mutter Lieschen an der Hand und führte sie nach oben, wo der Festanzug nun mit einem gewöhnlichen Kattunkleidchen vertauscht werden mußte, konnten doch alle Thränen die häßlichen Flecken aus dem weißen Kleidchen nicht hinwegwaschen. Das Schlimmste aber war noch, als Lieschen neben Gretchen bei Tische saß

und die Gäste wissen wollten, warum Lieschen nicht mit zur Kirche gegangen sei und nicht auch ein so schönes Kleidchen an habe. — Vor Scham hätte sie vergehen mögen!

Aber die Lektion hatte geholfen, und von da an wetteiferte Lieschen mit ihrer Schwester in Sauberkeit und Ordnungsliebe.

So war die verdorbene Freude zum Segen für das Kind geworden.

Ostern.

Die Kinder des Pastor Gruber in dem kleinen Städtchen Waldau hatten ihr Frühstück verzehrt und packten ihre Bücher zusammen, um zur Schule zu gehen, der zehnjährige Hermann seufzte dabei nicht wenig: „Ach, Martha, wäre nur die Woche und das Schulexamen erst vorüber, aber dann giebt es auch dafür Freude, über acht Tage beginnen die Ferien, dann kann ich doch morgens gehörig ausschlafen und den ganzen Tag spielen.“

„Ach, über dein langes Schlafen,“ lachte der muntere achtjährige Hans, „da freue ich mich weit mehr auf Ostern, wo die Eltern für uns im Garten bunte Eier verstecken und wo tüchtig Kuchen gebacken wird.“

„Raschfage,“ erwiderte die dreizehnjährige Martha, „das Wetter ist noch so rauh, daß wir vielleicht gar nicht den Garten besuchen können, auch die Wiese nicht.“

„Darüber bin ich recht traurig,“ sagte die kleine fünfjährige Meta, „ich freue mich ja am meisten darauf, daß die

Veilchen, die Veierblümchen und die Vergißmeinnicht blühen sollen alle Tage habe ich schon nachgesehen, bis jetzt aber blühen bloß unsere Schneeglöckchen."

"Wozu ihr euch nur freut," begann Martha wieder, "und das beste habt ihr alle vergessen, am ersten Osterfesttage ist ja der Mutter Geburtstag, und wenn wir mildes Wetter bekommen darf dann unsere liebe Mutter, die so lange krank war, gewiß wieder aufstehen, seht, darauf freue ich mich am meisten; nun habe ich auch tüchtig zu thun, will ich ein Schlummerkissen noch zu rechter Zeit fertig bringen."

"Schwester Martha hat recht," sagte Hermann, "könnte ich der Mutter zum Geburtstag nur eine Prämie bringen."

"Und ich eine sehr gute Censur," setzte Hans hinzu.

"Ach, und wenn die Veilchen nicht aufblühen," seufzte die kleine Emmy, "habe ich nichts für mein liebes Mütterchen."

Die gute Mutter hatte den Winter über viel gekränkelt und sehnte sich recht sehr danach, das Bett und das Zimmer zu verlassen, um so mehr wurden mildere Tage herbeigesehnt, da nur dann die Mutter daran denken durfte.

Das schöne Fest der Auferstehung unseres Heilands rückte mit jedem Tage näher und schien auch die Hoffnungen der Kranken und der Kinder erfüllen zu wollen, die Sonne schien warm hernieder, und schnell, als habe alles nur auf ihr Wächeln gewartet, steckten die kleinen Blattknospen ihre Köpfschen aus der Rinde der Zweige hervor; Veilchen, Metas Lieblinge, und das freundliche Gartenvergissmeinnicht trieben schon ihre Blütenknospen, und täglich suchte Meta im Garten ihr Wachsen zu belauschen und freute sich darauf, am Geburtstag der lieben Mutter das erste Sträußchen Frühlingsblumen bringen zu können.

Die Schule war geschlossen; beide Knaben waren fleißig und brav gewesen, und am Nachmittag des Palmsonntags durften die Geschwister das nahe Wäldchen besuchen, um zu sehen, ob sich die lieblichen Anemonen schon erschlossen und Waldveilchen schon bereit sei, sich zum Geburtstagskranz pflücken zu lassen.

Noch sah es im Walde kahl aus, nur die Birken hatten feine grüne Blattspitzen herausgesteckt, aber — was konnte, hatte die liebe Sonne nur guten Willen, nicht in acht Tagen noch alles erblühen; die Kinder hofften das beste und kamen glücklich von ihrem Spaziergang nach Hause.

Das Wetter blieb freundlich, die liebe Mutter erholte sich von Tag zu Tag mehr; Martha war fleißig wie ein Bienehen, um das hübsche Kissen fertig zu bringen, und half der alten Susanne nebenbei das Haus säubern; am Samstag sollte dann der Festkuchen gebacken werden.

Zwischen Palmsonntag und Ostern fällt noch der traurige Karfreitag, und oft genug scheint da die Natur mit uns Menschen zu trauern. Noch am grünen Donnerstag hatte die Sonne freundlich ihre wärmenden Strahlen herabgesandt auf Flur und Wald. Die Mutter hatte das Bett verlassen und lag warm eingehüllt auf dem Sofa des Schlafzimmers, an einem Tisch davor hatte sich die Familie zum Nachmittags-Kaffee versammelt, und der Vater erklärte den Kleinen die Bedeutung des kommenden Tages und wie schwer unser lieber Herr Jesus am Donnerstag-Abend hatte leiden müssen; die Augen der kleinen Meta standen voll Thränen. „Vater,“ fragte sie, auf ein Bild des Heilands mit der Dornenkrone zeigend, „du hast uns einmal gesagt, wir müßten alle Menschen lieb haben, die Menschen aber, die unserm armen lieben Jesus den häßlichen Kranz aufsetzten, habe ich doch nicht lieb.“

„Doch, mein Kind,“ sagte freundlich der Vater, „unser Jesus selbst vergab den Menschen ihre Sünde, ebenso sollen wir allen, die uns wehe thun, auch vergeben und sie dennoch lieb haben.“

Schweigend hatten die Kinder zugehört, der Vater ging wieder in seine Studierstube, um sich auf die Predigt des morgenden Tages vorzubereiten. Martha räumte alles Kaffeegeschirr fort, beide Knaben beschäftigten sich, um am Fest frei zu sein, mit den Ferienarbeiten, und Meta setzte sich auf eine Fußbank zu den Füßen der Mutter, um sich von ihr noch viel vom lieben Jesus erzählen zu lassen.

So verging in froher Hoffnung der Donnerstag, leider aber änderte sich in der Nacht das Wetter gründlich, der Wind hatte sich gedreht, und als die Kinder am Freitag früh die Augen öffneten, lag eine dichte weiße Decke draußen ausgebreitet und der Schnee wirbelte im buntesten Durcheinander aus den Wolken herab. Die Öfen, die schon etwas versäumt waren, mußten aufs neue tüchtig versorgt werden, und die arme Mutter, hatte sie sich nun zu früh aus dem Bett gewagt, oder wirkte das Wetter störend auf sie ein, mußte wieder das Bett hüten. Alle Kinder waren betrübt. „O weh, meine lieben Blümchen,“ klagte Meta. — „Die Blumen wären das wenigste,“ erwiderte Martha, „wäre die arme Mutter nur nicht wieder schwächer, das kann ein trauriges Osterfest werden.“ Die Glocken selbst, die zur Kirche riefen, klangen so dumpf und traurig, und den ganzen Tag blieb es trübe und kalt, man mußte sich begnügen, im Zimmer zusammen zu bleiben.

Am Samstag gab es viel zu thun, Martha mußte nach Anweisungen der Mutter Susanne beim Backen und beim Säubern des Hauses helfen, Meta zur Gesellschaft und Be-

dienung bei dem Mütterchen bleiben, und die Jungen arbeiteten in des Vaters Zimmer, und so ging denn auch der letzte Tag vor dem ersehnten Fest zu Ende, ziemlich kleinmütig gingen die Geschwister zu Bett. — Aber die Ostersonne kannte ihre eigene Wichtigkeit und die herrliche Bedeutung des Morgens. Schon in der Nacht hatten sich die dunklen Wolken verzogen und flimmernden Sternen Platz gemacht, und nun erschien am frühen Morgen die Sonne in ihrem schönsten Feierkleid, aus Licht und Glanz gewoben, am Himmel und hatte schon ein gut Stück Wegs auf ihrer Bahn zurückgelegt und manche Arbeit vollbracht, ehe die Kinder die Augen öffneten. Allen Schnee hatten ihre warmen Strahlen hinweggefüßt, und als Martha aus dem Fenster sah, hatten auch die ersten Frühlingskinder schon ihre Auglein geöffnet.

„Meta, Meta, steh' auf und sieh!“ rief, an das Bett der Kleinen tretend, die ältere Schwester, und mit einem Jubellaut sprang Meta aus dem Bettchen.

Nun galt es kein Bögern, die Brüder liefen eilig nach dem nahen Wäldchen, und ehe die Osterglocke mit hellem Klang zur Kirche rief, lag schon ein Sträußchen und Kränzchen neben dem wohlgeratenen Kuchen und dem sauberen Kissen auf dem schneeweiß gedeckten Geburtstagstisch, dem Hermann seine bis dahin der Mutter verheimlichte Prämie, ein schönes Buch in rotem Einband mit Goldschnitt, und Hans seine lobende Censur beifügte.

Doch nun war es Zeit zur Kirche zu gehen; die Mutter sollte noch ruhen, und nach dem Gottesdienst wollte man das Tischchen in die Stube und vor das Bett der Mutter tragen.

Die alte gute Susanne übernahm die Sorge für das Mittagessen allein, und alle vier Kinder, selbst Meta, durften die Kirche besuchen. Feierlich riefen die Glocken, und von allen

Seiten strömten die Menschen dem Gotteshause zu. Die vier Geschwister gingen mit dem Vater, der sie ermahnt hatte, ja den lieben Gott zu bitten, ihnen die treue Mutter bald wieder gesund werden zu lassen; erfüllt Gott doch die Bitten frommer, guter Kinder so gern.

Nach dem Schluß des Gottesdienstes, dem selbst die Kleinsten, so viel sie es verstanden, andächtig beiwohnten, ging man aber nun eilig dem Vaterhause zu, sehnten sich doch alle danach, der Mutter ihren Gruß zu bringen. Mäntel und Hüllen wurden in der Kinderstube abgelegt. Wer aber beschreibt die Freude, als man beim Öffnen der Thür zum Wohnzimmer die Mutter angekleidet und der Kinder harrend schon im Zimmer fand; sie hatte ebenfalls die Ahrigen überraschen wollen und so, den Geburtstagstisch bereit findend, in den Zeichen der Liebe ihrer Kinder schon die seligste Festfreude genossen.

„So feiern wir heute ein doppelt schönes Auferstehungs-fest,“ sagte freudig bewegt der Vater, „ist uns doch die Mutter aufs neue wiedergeschenkt.“

„Vater,“ rief Meta fröhlich, „ein dreifaches Fest feiern wir, auch all meine Blümchen hatte der Karfreitag begraben, und die Ostersonne hat sie erst wieder erweckt.“

„Und nun,“ setzte Hans hinzu, „kannst du, lieber Vater, am Nachmittag auch Eier für uns verstecken; liebe Martha, du färbst sie bald, und du, Mütterchen, siehst vom Fenster aus zu, wie wir suchen.“

„Und freue mich eurer Freude, meine lieben, guten Kinder,“ sagte tief bewegt die Mutter, „sagt doch auch unser Herr Jesus: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, oder: Werdet wie die Kinder.“

Die Kraft des Gebets.

(Mit Abbildung.)

Am Ufer der Ostsee, hinter den Dünen versteckt, lag einsam und abseits der großen Landstraße ein kleines, armes Fischerdörfchen. Die Häuser und Hütten lagen zerstreut und oft durch große Sandhügel, die mit hohem Niedgras bedeckt waren, voneinander getrennt. Nur der Strand, wo die Fischerkähne befestigt waren, bildete die Straße, wo sich die armen Einwohner des Dörfchens bei ihrer Arbeit begegneten. An die meisten Häuser stieß ein Gärtchen, in dem die Leute Kartoffeln und das nötige Gemüse bauten. Manchmal verirrten sich auch ein Rosenstock, eine Lupine oder sonst ein paar Blumen hinein, die dem Ganzen ein freundlicheres Ansehen verliehen. Auch eine Bank stand meistens vor der Thür, wo abends der Vater nach seiner Zurückkunft von der See seine Pfeife rauchte und die Kinder am Tage ihr Spiel trieben.

„Kinder, spielt recht hübsch miteinander,“ sagte die Frau des Fischers Martin, „bis ich zurückkomme. Ihr wißt, ich muß meine Fische in der Stadt verkaufen, sonst haben wir kein Geld. Da lege ich euch Brot und Käse zum Vesperbrot hin, und seid ihr hübsch artig, so bringe ich auch eine Semmel für jeden von euch mit.“

„Ach, Mütterchen,“ jagte der kleine vierjährige Fritz, „nimm mich doch mit.“

„Das geht nicht, Kind, ich müßte dann zu langsam gehen und läme nicht vor Abend wieder, aber Karl wird mit dir

spielen, und am Abend gehen wir dann dem Vater entgegen an den Strand. Seid ja artig, Kinder," sagte die Mutter dann noch einmal, sie küßend, „und bleibt hier vor dem Hause.“ Dann ging sie, indem sie seufzend sagte: „Es ist doch hart, daß man, ums liebe Brot zu verdienen, die Kinder so oft allein lassen muß," und sie faltete die Hände und betete leise: „Du lieber Gott, behüte und bewache du meine Kleinen, wenn ich fort bin.“ Getrosten Mutes schritt sie dann mit ihrem schweren Tragkorbe der wohl zwei Stunden entfernten Stadt zu — hatte sie doch alles gethan, was sie glaubte für die Kinder thun zu können.

Unterdessen spielten die Kinder nach Herzenslust. Karl, der schon sieben Jahre alt war, baute Häuser und legte ein Gärtchen an; bald aber fehlte ihm dies und das.

„Komm, Fritz," sagte der Kleine, der die Warnung der Mutter schon vergessen hatte, „komm, Fritz, wir gehen an den Strand, da liegen viel schönere Steinchen als hier, und damit machen wir dann um unsern Garten eine Mauer.“

„O, wie wird das hübsch werden!" sagte Fritz. „Ich will recht suchen helfen, aber ich nehme mein Vesperbrot mit.“

Die Kinder steckten ihr Brot in die Täschchen und gingen dem nahen Strande zu. Ein ziemlich starker Landwind wehte und hatte den Sand tief trocken gelegt, so daß eine Menge bunter Steine und zierlicher Muscheln da lag. Wer es nicht gesehen, glaubt nicht, wie verlockend das Suchen und Sammeln dieser niedlichen Dingerchen ist.

Auch Karl und Fritz fanden immer eins hübscher als das andere und hatten bald die Händchen und die Taschen voll, als sie an die im Wasser stehenden Rähne herankamen.

„Sieh da, Fritz," sagte Karl, „wenn ich groß bin, fahre

ich auch aufs Meer wie der Vater, aber ich kaufe mir dann ein großes Schiff, wie wir hier oft vorbeifahren sehen, und dann fahre ich weit, weit fort von hier."

"Ach, Karl, du darfst nicht von mir fort," bat der kleine Fritz.

"O, ich bringe dir und dem Vater und der Mutter dann viele schöne Sachen mit," sagte ganz stolz der kleine Karl, "und rudern kann ich auch schon."

"Nein, ich bleib' zu Hause," erwiderte Fritz. "Aber, nicht wahr, du bringst mir dann ein großes hölzernes Pferd und einen Wagen mit?"

"Ganz gewiß, das bring' ich dir. Komm, wir wollen mal hier in den Kahn klettern, und dann zeig' ich dir, wie ich rudern kann."

Muscheln und Steinchen waren schon vergessen, und so rasch es ging, kletterten die Kinder in den zunächst liegenden Kahn.

"Nun warte, Fritz, erst muß ich den Kahn etwas lose machen," und damit begann Karl die Knoten, wodurch der Kahn am Ufer befestigt, zu lockern; dann nahm er das Ruder und versuchte mit diesem in dem Wasser herum zu plätschern.

Dies alles wäre, da Karls Kraft viel zu gering war, um das Ruder zu regieren, ganz ohne Gefahr gewesen. Aber der Wind hatte schon lange an dem schlecht befestigten Kahn gerüttelt, nun kam eine Welle und hob das Boot. Hierdurch und durch die Kraft des Windes löste sich die Leine vollends und der Kahn war flott.

"O, wie schön das schaukelt," jubelte Fritz, "ich habe nicht gedacht, daß du so schön fahren kannst."

Auch Karl war ganz stolz und stand wie ein kleiner Held am Ruder.

Nach einer Weile rief Fritz: „Sieh einmal, Karl, wie klein Vaters Haus wird — ach, nun seh' ich auch unsere Kähne gar nicht mehr. Karl, wo ist unser Dorf hingekommen? Ich sehe auch unser Dorf nicht mehr.“

Ja, was war das. Auch Karl sah die Hütten des Dorfes nicht mehr, sondern nur noch einen weißen Streifen Land, und auch den in weiter Ferne.

„Karl, Karl!“ bat der kleine Fritz. „Fahr' zurück, ich fürchte mich so sehr, ich will zu Mutter und Vater!“

Karl, im vollen Glauben an seine Geschicklichkeit, nahm alle Kraft zusammen, um das Ruder noch einmal zu gebrauchen. Aber, o weh, die Strömung entriß es seinen schwachen Händchen, und bald war es ihren Augen entschwunden. Nun fing auch Karl an zu weinen. Dazu stellte sich der Hunger ein, das eingesteckte Vesperbrot genügte nur auf kurze Zeit, und als endlich die Sonne sank, da fielen dem kleinen Fritz vor Weinen und Rufen nach Vater und Mutter die Augen zu, und der Kleine schlief, auf einer trockenen Stelle des Bootes liegend, fest ein.

Nun fürchtete Karl sich noch mehr; fest nahm er das Brüderchen in seine Arme, aber bald stellte sich auch bei ihm der Schlaf ein. Noch einmal öffnete er die Augen, faltete die Händchen und betete, wie er zu Hause thun mußte:

„Müde bin ich, geh' zur Ruh',
Lieber Gott, deck' selbst mich zu,
Habe auch in dieser Nacht
Auf uns kleine Kinder acht.“

Und nach wenigen Augenblicken war auch Karl in süßen, festen Schlaf versunken.

Indes die Wellen sie wiegten und ihnen ein Schlaflied sangen, träumten die armen Kleinen wohl von Vater und Mutter. Gott aber gab seinen Engeln Befehl, über das gebrechliche Fahrzeug zu wachen, das die unschuldigen, frommen Kinder barg. Der Wind hatte sich gelegt, und der Kahn folgte langsam und ruhig der Strömung, die ihn einem Ufer zutrug.

Durch einen Ruck erwachte zuerst Karl, noch ein Stoß, und auch Fritz schlug die Augen auf und rief noch halb im Schläfe: „Mutter, ich will aufstehen, nimm mich aus dem Bett.“ Aber ach, da war keine Mutter, ihn in ihre Arme zu nehmen — doch weinen konnte das Kind auch nicht; so groß und golden stieg die Sonne aus dem Meer empor, alles Wasser flimmerte wie Gold. Vor ihnen lag ein großes, schönes Dorf, ein hoher Kirchturm ragte in die blaue Luft hinein.

„Fritz,“ rief Karl, „wir sind nun zu Hause, nun kommt Mutter gleich!“

Ach nein — zu Hause waren sie nicht, das sahen die Kleinen bald genug, aber sie waren auch nicht mehr allein. Fischer, die in der Morgenfrühe in See gehen wollten, hatten schon längere Zeit das führerlose Boot beobachtet und sprangen nun ins Wasser, um den nach dem ersten Anprall sich wieder entfernenden Nachen an das Ufer zu ziehen. Aber welches Staunen ergriff alle, als sie die hilflosen Kinder erblickten. Das Boot wurde festgemacht und die Kleinen, die kalt und hungrig waren, sogleich von mitleidigen Händen in eins der nächsten Häuser gebracht, wo man sie sofort mit warmer Nahrung erquickte.

Der Kahn war an einer kleinen dänischen Insel gelandet, die Leute konnten sich daher gar nicht den Kindern verständlich

machen und führten sie endlich zu dem Geistlichen des Dorfes, einem älteren, freundlichen Manne, der deutsch sprechen konnte. Zu ihm und seiner Frau saßen die Kinder denn auch bald Vertrauen und baten flehentlich, sie zu ihren Eltern zu bringen. Leider wußten die Kinder nur anzugeben, daß sie Martins Karl und Fritz wären, daß Vater auf der See sei, um Fische zu fangen, die Mutter aber nach der Stadt gegangen, um Fische zu verkaufen; wie die Eltern jedoch hießen, wußte keins der Kinder zu sagen.

Der freundliche Pfarrer, der selbst keine Kinder hatte, erbot sich, die Kinder zunächst in seinem Hause zu behalten und selbst alle möglichen Erkundigungen anzustellen. Er ließ eine Erzählung des ganzen Ereignisses in mehrere Zeitungen einrücken, indessen man die Kinder so viel wie möglich zu zerstreuen und zu trösten suchte. Die gute Frau des Predigers ließ es sich nicht nehmen, passende und nette Kleider für die Kleinen zu besorgen, und der Pfarrer, der an dem aufgeweckten, klugen Karl besonders Vergnügen fand, unterrichtete stundenlang das Kind und war erstaunt über die Fassungskraft des Knaben. Die Kinder fragten wohl noch oft, ob Vater und Mutter bald kommen würden, wurden aber allmählich wieder froh und erfreuten sich der Liebe, die ihnen alle Menschen erwiesen.

Die arme Mutter war am Abend des verhängnisvollen Tages nach Hause gekommen und, ihre Kinder nicht findend, an den Strand geeilt, wo schon mehrere Leute das Fehlen des Bootes bemerkt hatten. Die Verzweiflung der Mutter, die Angst des Vaters, als die Nacht kam und ging ohne Nachricht von den Kindern, läßt sich nicht schildern. Alle Nachbarn nahmen teil, alles suchte vergebens, und nur das eine hielt noch die Hoffnung der Eltern aufrecht, daß das

Wetter sehr ruhig gewesen und auch die See weder einen Rahn, noch dessen Trümmer an das Land gespült hatte.

In der Stadt wurde Anzeige gemacht; aber es vergingen Tage und Wochen, und keine tröstende Nachricht beruhigte die armen Eltern, wurde doch kaum ein Zeitungsblatt in dem Dorfe und den umliegenden Orten gelesen. So mochten schon sechs Wochen vergangen sein, als die Mutter wieder mit einem Korbe voll Fische der Stadt zuwanderte, aber wie war ihr Aussehen verändert und wie bleich vor Kummer war die arme Frau geworden.

Im größten Gasthof der Stadt hatte sie ihre Ware verkauft und wollte eben zurückkehren, als ein Wagen mit Reisenden anlangte. Die Herrschaften mochten wohl etwas zu essen bei sich gehabt haben, denn es fiel beim Aussteigen ein zusammengebrücktes Zeitungsblatt zur Erde. Frau Martin hob es auf, strich es glatt und wickelte einige kleine Einkäufe, die sie in der Stadt besorgt, hinein. Beim Nachhausekommen legte sie das Päckchen auf den Tisch, an dem, in Nachdenken vertieft, den Kopf auf den Arm gestützt, ihr Mann saß. Mechanisch wickelte er das Päckchen auseinander und fing an die Zeitung zu lesen.

Plötzlich ließ Martin mit einem Schrei das Blatt sinken: „Frau, Frau, lies doch, mir flimmert es vor den Augen!“

Erschrocken nimmt die Frau das Blatt und liest: „Von der Insel Fehmarn wird uns gemeldet, daß am 11. August ein Boot mit zwei Kindern ans Land geschwemmt worden sei, die sich Martins Karl und Fritz nennen und nur deutsch sprechen.“

Bitternd vor Freude und Aufregung sank die Frau zusammen, doch im nächsten Augenblick schon lagen beide Eltern

auf den Knieen, aber sie konnten nur stammeln: „Herr Gott, dich loben wir.“

Wie ein Lauffeuer ging die Freudekunde durch das Dörfchen, und nichts war nun imstande, die glücklichen Eltern zu halten.

„Haben unsere armen Kinder den Weg gefunden, so werden wir ihn auch finden,“ sprachen sie zu den gutmüthigen Nachbarn, die sie nicht allein fortlassen wollten.

So ging schon am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang eine kleine Flottille von Fischerkähnen, mit frohen Fährleuten an Bord, in See, um mit vollen Segeln die Richtung nach der dänischen Insel einzuschlagen, die den meisten Fischern nicht unbekannt war. Schon am Abend des Tages kam man dort an, und nun denke man sich die Freude der Eltern, als sie ihre Kinder gesund und fröhlich wiederfanden. Sie fanden nicht Worte, ihren Dank den guten Menschen auszudrücken, und als die Zeit des Scheidens kam, wurde allen, selbst den Kindern, der Abschied schwer.

Der Pfarrer aber, der Karls geistige Fähigkeiten erkannt hatte, machte dem Vater den Vorschlag, ihm den Knaben vom nächsten Jahre an zur Erziehung und Ausbildung zu überlassen, wobei er versprach, daß der Knabe alle Ferien bei den Eltern zubringen solle. Wohl einsehend, daß es zum Besten ihres Knaben sei, gaben endlich die Eltern zu diesem Vorschlag ihre Einwilligung.

So fuhr am dritten Tage die kleine Flotte zurück, die Maste mit Blumenkränzen und Sträußen geschmückt, und das ganze Dorf theilte bei ihrer Rückkehr die Freude der Eltern.

Zu nächsten Frühling aber brachte der Vater Martin seinen Karl zu dem guten Pfarrer nach der Insel Fehmarn,

der ihn wie sein eigenes Kind erzog und nie Ursache hatte, es zu bereuen.

Karl lernte sehr fleißig und wurde später wirklich Kapitän eines großen Schiffes, Fritz übernahm das Haus und Gärten des Vaters, und wenn Karl von einer weiten Seereise zurückkehrte, besuchte er stets seine Eltern und seinen Bruder auf einige Zeit.

Die Eltern und Pflegeeltern freuten sich der Liebe ihrer guten Kinder, bis Gott sie im späten Alter zu sich rief. Ihr Segen aber blieb bei ihren Kindern.

Die Ferienreise.

„Lieber Vater, kaufe mir doch etwas von den schönen Spielsachen in dieser Bude etwas,“ bat der kleine Hugo, indem er sich vom Vater losmachte. „Sieh, Anna, diese allerliebsten kleinen Mäuner mit den langen Bärten, und die schönen Korbchen, Kreisel und alle die bunten Gläser zum Durchsehen. Bitte, bitte, lieber Vater, kaufe uns etwas.“

Herr Werner war den Tag vorher erst mit seiner Frau und den beiden Kindern in dem freundlichen Gebirgsdorfe angekommen, wo die Kinder die Ferien verbringen sollten, und dies war der erste Spaziergang, den sie unternahmen, während die Mutter noch mit Auspacken der Sachen beschäftigt war. Lächelnd ließ sich der Vater an die Bude, die mit zierlichen Gegenständen ausgestattet am Wege stand, heranziehen und

kaufte für Anna ein nettes Körbchen, um beim Ausgehen das Butterbrot und beim Heimkehren gesammelte Blumen und Steinchen hineinzuthun, und für Hugo den schönsten Kuckuck mit anderen Spielereien, doch mit der Bedingung, nicht alles gleich zu zerbrechen.

Nun war aber an ein Weitergehen nicht zu denken, Mutter mußte die schönen Sachen doch erst sehen, und bei ihr fanden sie denn auch den Frühstückstisch bereits gedeckt; — man sah tief in die herrlichen Berge hinein, und bald waren die Kinder hier völlig zu Hause. Es spielte sich so schön auf dem Rasen, und keine Schule störte die Freude. Alle Tage wurden Spaziergänge gemacht; da waren die Kinder denn ganz erstaunt über die Häuser, die sich fast in den Bergen zu verstecken schienen. Alles war so schön hier, besonders schmeckte die Milch, die die Mutter oft für die Kinder geben ließ, und nie kam Anna ohne ein gefülltes Körbchen zurück und oft lag sogar ein Sträußchen roter, duftiger Erdbeeren oder ein Strauß Heidelbeeren bei den Blumen.

Nach einigen Tagen trat ein Regentag ein, Hugo beklagte sich über Langeweile, und auf Vaters Frage nach den Spielsachen gestand er, daß manches verloren, anderes aber zerbrochen sei.

„Nicht wahr, Vater, du kaufst mir andere Sachen?“

„Da werde ich mich doch erst besinnen, lieber Junge, sieh hier einmal andere Kinder deines Alters, sie verdienen schon Geld, du aber willst nicht einmal deine Sachen in acht nehmen.“

„Ach, lieber Vater, das ist doch dein Scherz,“ rief Anna. „Sieh, die Mutter hat es nicht mal gern, wenn ich ein Messer in die Hand nehme.“

„Doch, Kinder, es ist mein Ernst, und damit ihr den Fleiß der Armen achten lernt, und lernt, wie schwer es ist, sich sein Brot selbst zu verdienen, wollen wir am nächsten schönen Tage einmal den Armen einen Besuch machen.“

Mit Ungeduld beobachteten die Kinder nun das Wetter, und kaum war der Himmel wieder blau, als von allen Seiten der Vater an sein Versprechen gemahnt wurde.

So ging's denn nach einigen Tagen noch etwas tiefer in die Berge hinein. Die Häuser liegen alle zerstreut, allen sieht man die Armut schon von außen an. Rings um das niedrige Häuschen mit den kleinen Fenstern und dem grauen Schindeldache liegt das Holz, das die Familie braucht, aufgeschichtet. Die Hälfte des Hauses gehört der Kuh oder den Ziegen und dient zum Aufbewahren des mühsam gesammelten Heues und der Kartoffeln, die fast die einzige Nahrung der Bewohner sind. Eine ziemlich geräumige Stube vereint dann die ganze Familie. An den braunen Holzwänden stehen Bänke, vor ihnen ein großer Tisch und in der Ecke neben der Thür der große Kachelofen, in dem auch im Sommer gekocht wird, so daß oft eine beängstigende Hitze in der Stube herrscht. Die Häuser nennt man auch „Banden“.

In eine solche Bande trat nun die kleine Gesellschaft ein. Die Stube war so reinlich, wie es eben in solchen Verhältnissen möglich ist, und doch, o wie anders hatten es sich die Kinder gedacht, wenn sie, von außen gesehen, solch Häuschen so hübsch fanden. In einer Stubenecke stand ein großes Bett, darin lag der Vater krank; er hatte beim Holzfällen auf den Bergen sich zu sehr angestrengt. In der Wiege, die mitten im Zimmer stand, spielte ein völlig nacktes Kind; die arme Mutter hatte nur ein grobes Hemd und einen dünnen

seinenen Rock an und wollte eben Suppe für die Kinder kochen, und zwei Kinder, im Alter wie Anna und Hugo, saßen auf Holzklößen und schnitzten eifrig an kleinen Spielereien, während seines langes Moos, Baumrinde und andere Sachen daneben in Körbchen lagen, die die Kinder im Walde an den Berglehnen sammeln mußten. Manche fertige Holzschnitzereien standen zum Verkaufe bereit.

Die arme Mutter klagte, daß die Händler die mühsamen Arbeiten so schlecht bezahlten; die besseren Sachen habe ein größerer Bube, der aber jetzt nicht zu Hause sei, gefertigt. Die Kinder mußten nun mit ihrer Arbeit, da der Vater schon lange krank sei, die ganze Familie erhalten.

Anna und Hugo waren ganz still geworden.

Endlich fragte Hugo den kleinen armen Fritz: „Nicht wahr, mit den fertigen Sachen darfst du doch Sonntags spielen?“

Bewundert sah ihn Fritz an. — „Nein, wir spielen nie damit, die müssen ja verkauft werden.“

„Aber spielst du und deine Schwester denn nie? Ihr seid doch noch Kinder.“

„O doch, sieh mal,“ sagte Fritz, glücklich lächelnd, indem er „Hans, Hans!“ rief.

Raum hatte das Kind gerufen, als ein allerliebstes, zierliches, noch junges Eichhörnchen angesprungen kam, in Fritz' offenes Fäcchen schlüpfte und ihn fast zärtlich mit seinen klugen Augen ansah. An der Wand hing an einem Nagel ein Häuschen von Holzstäben, darin hatte das Tierchen gesteckt, und so hatten es die fremden Kinder erst nicht bemerkt.

Hugo und Anna hatten nun für nichts mehr Sinn als

für das Eichkätzchen, und da der Vater bemerkte, wie gern sie es gehabt hätten, bot er dem Knaben für das Tierchen und sein Häuschen zwei blankte Thaler.

Statt jeder Antwort aber stürzten dem armen Kinde die Thränen aus den Augen. Fest drückte er sein Tierchen an die Brust und wagte gar nicht, es wieder loszulassen.

„Ach, guter Herr,“ sagte die Mutter, „zwei Thaler sind für uns arme Leute viel Geld, aber die armen Kinder haben ja keine andere Freude.“

„Nein,“ sagte Herr Werner, „es wäre auch grausam, es ihnen zu nehmen; aber etwas will ich doch mitnehmen,“ und so kaufte er für Anna und Hugo mehrere Holzspielsachen, zahlte aber mehr als die Händler und ließ die kleine Familie dankbar zurück.

Anna und Hugo waren aber doch etwas gedrückt, als sie die Hütte verlassen hatten; besonders Anna konnte den kranken Mann und das nackte Kind gar nicht vergessen, und gar zu gern hätte sie am Abend ihre süße Milch und weiße Semmel mit ihnen geteilt; aber manch sehnlicher Wunsch flog auch nach dem Eichhörnchen zurück. Das war doch ein lebendiges Spielzeug, für das Hugo alle seine schönen Sachen, die er zu Hause besaß, gern hingegeben hätte.

Wie groß war deshalb am andern Morgen die Freude, als nach einem bescheidenen Klopfen sich die Thür öffnete und Fritz ins Zimmer trat, das Häuschen mit dem Eichhörnchen in der Hand. Er habe sich den gestrigen Vorschlag nochmals überlegt, sagte er schüchtern, und da seine Mutter meine, sie könne dem Vater eine warme wollene Jacke für das Geld kaufen, damit er im Winter nicht friere, so wolle er gern sein Häuschen hergeben.

Alle waren gerührt über das Opfer, das der arme Knabe seinem Vater brachte, gern gab Herr Werner das Geld, und die Mutter ließ es sich nicht nehmen, einige Erfrischungen für den kranken Vater einzupacken, während die Kinder den Knaben mit Speise und Trank erquickten.

Dann aber drehte sich Fritz entschlossen um und ging, eine Thräne im Auge zerdrückend, so schnell er konnte, der Hütte seiner Eltern zu, er wußte ja, daß er diesmal Freude dahin brachte.

Hugo und Anna aber waren übergelücklich im Besitze ihres Hänschens, wenn sie nur nicht so oft an den kleinen armen Fritz hätten denken müssen.

„Hugo,“ fragte Anna, „glaubst du, daß Fritz noch um Hänschen weint?“

„Nein, Anna, er fängt sich wieder ein anderes Hänschen und erspart auch das Futter.“

„Aber, Hugo, weißt du wohl, daß ich mir denke, der liebe Gott muß Fritz viel lieber haben als uns. Sieh mal, er hat doch sein einziges Spielzeug hergegeben, um seinem Vater eine Freude zu machen.“

„Anna, unser Vater hat viel Geld und kauft sich alles selbst, und da braucht er das nicht.“

„Ja, du hast wohl recht, aber besser ist Fritz doch als wir,“ dabei blieb Anna und konnte den Wunsch nicht unterdrücken, auch so gut zu werden, wenn sie nur gewußt hätte, wie sie es anfangen sollte.

Wohl bemerkte die Mutter, daß die Kinder oft still zusammenfaßen und etwas vorzuhaben schienen; sie wollte aber nicht stören. Scheint erst die Sonne warm, so erschließt die

Blume langsam ihren Kelch dem Lichte, ist die Liebe im Herzen erwacht, so findet sie auch die Zeit, um ihre Blüten zu entfalten.

So waren die letzte Woche und die letzten Tage der Ferien gekommen. Die Eltern bereiteten die Rückreise, und in den Kindern kämpfte die Wehmut des Scheidens von so vielem Schönen mit der Freude, den Kameraden in der Heimat bald von ihren Erlebnissen erzählen zu können. Da sagte der Vater beim Frühstück:

„Hört, Kinder, übermorgen reisen wir ab. Nun aber wollt ihr doch gern etwas Hübsches zum Andenken mitnehmen; hier ist ein Gulden für jedes von euch, geht nach der Baude und kauft, was ihr wollt.“

Annas Augen glänzten vor Freude. „Vater, ist wirklich der ganze Gulden mein?“ fragte sie zweifelnd.

„Gewiß, Kind.“

„Dann erlaube, daß ich ihn der armen Frau hintragen darf. Nicht wahr, liebe Mutter, dafür kauft sie sich auch eine Jacke?“

„O Annchen,“ sagte Hugo glücklich, „für einen Gulden giebt's noch keine Jacke, aber ich lege meinen Gulden dazu. Nicht wahr, Väterchen, das erlaubst du uns? Doch eine Bitte haben wir noch an dich“ — und beide Kinder schmiegt sich schmeichelnd an die Eltern — „dürfen wir nicht auch das kleine Hänschen den armen Kindern wiederschenken?“

„Aber, Kinder,“ fragte der Vater, „freut ihr euch denn nicht mehr über das niedliche Tier, ich dachte, ihr hättet es beide so lieb?“

„O, du glaubst nicht, Väterchen,“ sagte Anna, „wie lieb wir es haben. Sieh, wir haben von unserm Frühstück schon

beide eine Tüte Zucker aufgespart, die soll Hänschen noch mithaben. Du schenkst uns ja oft so schöne Sachen, und der arme Fritz und sein Schwesterchen hatten nichts, als Hänschen."

"Und," setzte Hugo errötend hinzu, "Anna sagt, Gott habe den Fritz lieber als uns, und Fritz sei besser als wir; wir möchten doch aber auch, daß Gott uns lieb hätte, und euch, Mütterchen und Väterchen, können wir nichts schenken."

"O Kinder," sagte der Vater froh, während die Mutter eine Freudenthräne im Auge zerdrückte, "heute habt ihr uns schon viel geschenkt, bleibt so liebevoll gegen alle Menschen gesinnt. Morgen aber soll ein Festtag sein, dann gehen wir zu den armen Leuten und beschenken, denn nun, Mütterchen, dürfen wir nicht hinter den Kindern zurückbleiben.">

O, welch eine selige Freude war es, als am andern Tage der Vater mit den Kindern in die Hütte trat. Die Mutter hatte sie nicht begleiten können, da sie noch vieles zu der am folgenden Tage bestimmten Abreise zu ordnen hatte.

Fritz stieß einen Freudenschrei aus, als er sein Eichhörnchen erblickte, und Hänschen wartete nicht einmal einen Ruf ab, so schnell schlüpfte es in seines früheren Besitzers Säckchen. Als aber die Kinder nun erst sagten, daß Hänschen zurückbleiben solle, als Herr Werner ein Paket öffnete und eine wollene Jacke für den Vater und eine für die Mutter, sowie eine für Fritz und ein Säckchen für das Schwesterchen, Zeug zu einem Röckchen für das kleine Wiegenkindchen hinlegte und Hugo und Anna ihre blanken Gulden und ihre Tüte mit Zucker überreichten, da war schwer zu entscheiden,

wer von allen hier versammelten Menschen die glücklichsten waren, ob die armen oder die reichen, die Geber oder die Empfänger.

Zu Hause wieder angekommen, fanden die Kinder den Tisch gedeckt, ein schöner großer, mit Zucker bedeckter Obsttuchen und eine große Kanne süßer Schokolade stand auf dem Tische, und auf dem Tuche lag ein Zettel, darauf stand: „Für meine guten Kinder.“

Noch nie glaubten Hugo und Anna so schöne Ferien gefeiert zu haben, und, ihr lieben, kleinen Leser, versucht es einmal, in den Ferien ebenso froh zu werden, wie Hugo und Anna es waren, als sie mit den Eltern in die Vaterstadt zurückkehrten.

Auf eigenen Füßen steht man am festesten,

oder:

Wiermal den Esel geritten.

Der Juli, der uns die lieben heißen Hundstage bringt, näherte sich, mit ihm aber auch zugleich die von allen Kindern ersehnten Ferien. Alle Welt rüstete, um wenigstens für diese Zeit die heißen und staubigen Straßen der Residenz mit irgend einer Sommerfrische zu vertauschen.

Auch in der Wohnung der verwitweten Rätin Werner wurde von ihren beiden Kindern in den letzten Wochen kaum

etwas anderes besprochen, hatte doch die Mutter dem lebhaften Martin, einem Knaben von 12 Jahren, schon im Winter versprochen, wenn er Ostern nach Quarta versetzt würde, seinen Fleiß durch eine Reise nach Schlesien, dem Wohnplatze des längst verehrten Fürsten Rubezahl, zu belohnen, und der neugebackene Quartaner ließ es nun an Erinnerungen nicht fehlen. Auch Dita (zur Abkürzung von Editha so genannt) hatte wohl eine Freude verdient, sie war Ostern konfirmirt und hatte daneben noch viele Vehrstunden fleißig besucht. Nun sollte, da sie 16 Jahre alt war, der Schulunterricht beßlossen werden, und die besprochene Reise war die erste Zeit, in der Dita sich als junge Dame zu betrachten glauben durfte, obgleich der übermütige Bruder sie stets nur noch als Backfisch wollte gelten lassen.

Beide Kinder hatten noch keine Reise gemacht, überhäufte Arbeit hatte den Vater gehindert, und in den zwei Jahren, daß der Vater tot war, hatte die Mutter sich sehr einschränken müssen. Gram, Sorge und Arbeit hatten aber auch ihre Kräfte erschöpft und eine Luftveränderung wünschenswert gemacht. Auf dem Lande erzogen, sehnte sie sich nach frischer Luft, Waldes Schatten und Blumenduft, und da ihr einziger Bruder Pastor in einer hübsch gelegenen Pfarre in Schlesien war, ging sie gern auf dessen Vorschlag ein, mit ihm und seinen Kindern 14 Tage in einem Gebirgsdorf Aufenthalt zu nehmen und dann die andere Hälfte der Ferien seine Gäste zu sein.

In Ditas Köpfchen hatte aber neben der Freude über die nahe Reise noch manche Sorge sich eingedrängt, die Garderobe mußte residenzmäßig instand gesetzt werden, sie wollte doch der Cousine Emma gegenüber ein wenig imponieren, vor

allem durfte doch die Schleppe für ein Fräulein nicht fehlen, so viel auch Martin neckte und dem Schwesterchen drohend die Brombeer- und Wacholdersträucher ins Gedächtnis rief, die gewiß an den zu erkletternden Berglehnen wachsen würden; und — wer kann gegen den Strom schwimmen, Mama mußte zuletzt, wenn auch mit manchem Kopfschütteln, nachgeben. Endlich waren die Vorbereitungen beendet und der heiß ersehnte Samstag, der die Pforte der Schule auf volle vier Wochen verschließen durfte, erschienen. Mama mußte noch die letztgebrauchten und für die Ferienarbeiten nötigen Bücher in den Koffer legen und: „Fertig!“ erklang es aus dem Munde des übergelücklichen Quartaners, während seine Schwester Dita ihm in gleicher Weise zujubelte.

Schon Sonntag früh 5 Uhr hielt die Droschke vor der Thür, wo alle schon mit Ungeduld harrten.

„Mutter, Mutter, wir kommen zu einer Völkerwanderung,“ rief munter Martin, als man, am Bahnhof angekommen, die Menge der zu- und abfahrenden Wagen erblickte.

Das Gedränge am Schalter und in den Wartesälen war so groß, daß es den Kindern vorkam, als könne sich der Wirrwarr dieses Menschenknäuels nie lösen; die Schaffner liefen hin und her, aber Geduld, Vernunft und Zeit bewiesen auch hier ihre Wirkung, und ehe die Glocke läutete, war auch Frau Werner mit allem in Ordnung und suchte mit ihren Kindern es sich so behaglich wie möglich in einem ziemlich gefüllten Coupé zu machen.

Hirschberg war das erste Reiseziel. Auf allen Stationen wechselten die Reisegefährten; das Neue der Sache und die Freude am Fahren selbst ließen die Geschwister leicht die Hitze im Wagen vergessen, und wie nun gar erst am Horizont

die ersten Höhenzüge, dunklen Wolken gleich, sichtbar wurden, ja von Station zu Station höher zu wachsen schienen, wuchs auch die freudige Erwartung der Kinder, bis endlich gegen 12 Uhr Hirschberg erreicht war.

Die Kinder konnten sich an der für sie völlig neuen Gebirgswelt, die sich schon hier vor ihren Augen öffnete, nicht satt sehen, doch durfte man sich nicht zu lange aufhalten, und nachdem man sich erfrischt, mit Essen und Trinken gestärkt und eine kurze Umschau gehalten, nahm die Mutter einen Wagen, um noch heute in dem vom Bruder ausgewählten Asyl anzukommen.

Die Gegend, durch die der Weg führte, war paradiesisch, das Riesengebirge lagerte in ganzer Majestät vor den trunkenen Augen der Reisenden, während lachende Wiesen ihnen zu Füßen lagen; besonders erregte der alte Fürstensitz Rubezahl, die Schneekoppe, die Aufmerksamkeit der Reisenden. Immer schöner wurde die Umgebung, bis man in ein idyllisch gelegenes Dörfchen einlenkte. Ein Häuschen schien immer lockender als das andere zu sein, vor den meisten Häusern lagen kleine freundliche Blumengärten, und oft wurde der Eingang durch eine Laube von Vinden oder Akazien bedeckt.

„O Mutter,“ riefen Dita und Martin fast zu gleicher Zeit, „könnten wir doch hier bleiben. Sieh dort das hübsche Haus, von wo man gerade zur Schneekoppe hinüberblickt, da müßte man wohnen wie im Paradies.“

„Ja, es ist auch ein Rasenplatz davor, auf dem ich Ball schlagen könnte mit dir, Dita,“ rief Martin; die Antwort wurde der Schwester erspart, denn wenige Augenblicke später ließ ein lautes „Halt!“ den Kutscher gerade vor der Thür des besprochenen Hauses innehalten. Ehe man sich bestimmen

konnte, wurde der Wagenschlag geöffnet, und ein älterer freundlicher Herr hob mit dem Ruf: „Willkommen, liebe Schwester, in Schlesien!“ Frau Werner leicht aus dem Wagen.

„Oho,“ rief eine frische Stimme, „Papa, lasse mir auch Arbeit,“ und ein brauner Krauskopf steckte sich lachend in den Wagen hinein, um, wie er sagte, Cousine Dita auch herauszuholen, während Martin schnell vom Boock, auf dem er stolz zuletzt gethront hatte, herabsprang und beinahe der freundlichen Cousine Emma, die eben sich auch an den Wagen drängte, auf den Kopf gesprungen wäre. Die Cousins und Cousinen stellten sich, da kein anderer die Mühe übernahm, nun selbst einander vor, der Krauskopf nannte sich ziemlich stolz Better Sekundaner Georg und bot der Cousine Dita höchst respektvoll den Arm, um sie ins Haus zu führen, nachdem es ihm gelungen war, die Schleppe des Reiskleids aus dem Gepäck des Wagens zu lösen. Pastor Günther hielt noch immer seine so lang entbehrte Schwester umschlungen, hatte er es sich doch nicht versagen können, einen Tag vor der Verabredung hier einzutreffen, und Emma, an Thätigkeit in der Wirtschaft gewöhnt, hatte nicht unterlassen, das Zimmer der Tante schon aufs freundlichste herzurichten und zu schmücken. So blieb zur Nacht wenig zu besorgen, Emma half freundlich und flink, so daß schon nach kaum einem Stündchen die Familie um den hübsch arrangierten Theetisch in der Laube Platz nehmen konnte, an dem für heute wenigstens Emma wieder die Wirtin in herzlichster Weise machte.

Die Sonne sank und tauchte die Berggipfel und den Himmel in Purpur, es war so schön, so schön, wie es selbst die lebhafteste Phantasie den Städtern nicht vorgemalt hatte.

Natürlich drehte sich die Unterhaltung der jungen Leute

meist um die vorzunehmenden Spaziergänge, mit denen wenigstens der jüngere Theil der Gesellschaft schon am nächsten Morgen beginnen wollte; etwas bedenklicher strichen des Veters Blicke dabei wohl Ditas modische Schleppe — doch war er zu artig, um ein Wort zu bemerken.

Die Mutter war von der Reise ermüdet, so trennte man sich bald; Emma übernahm ein für allemal den Morgenkaffee zu besorgen, und gleich nach 7 Uhr wollten die jungen Leute den ersten Spaziergang zum Pfaffenberg hinauf beginnen, der, wie Martin sagte, ihnen höchst vorwizig vor der Nase sitze und im Vergleich mit der Koppe nur ein Maulwurfshügel sei.

Alle waren der Meinung, daß man keine Zeit versäumen dürfe, und so waren denn wirklich Schlag 7 Uhr selbst die Stadtkinder schon fix und fertig am Kaffeetisch und ließen sich die schöne Sahne, den Honig und die Gebirgsbutter trefflich schmecken.

Dita hatte ein allerliebsteß helles Kleid hervorgeholt, es stand ihr vortreflich, was ihr wohl auch der Spiegel verraten haben mochte und auch dem Vetter Sekundaner nicht zu entgehen schien, nur blickte er doch, wie gestern, etwas bedenklich auf die zierlichen Frisuren und die sauberen Stiefelchen der Cousine.

Emma sah aber auch frisch und sauber in ihrem einfachen, grauen leinenen Kleid aus, und die festen Lederstiefel schienen dem Tau und dem Steingeröll des Weges auch mehr angepaßt zu sein, was wenigstens Martin nicht entging, der sich denn auch erbat, mit Cousine Emma den Zug eröffnen zu dürfen.

In der heitersten Laune machte man sich auf den Weg, aber wunderbar, der Weg wurde länger und der grün be-

waldete Berg höher und höher mit jeder Viertelstunde, freilich wurde auch die Aussicht schöner, sowie sich der Weg hob, und man kam bei dem vielen Herumblicken nicht schnell vorwärts, nun aber hatte man endlich den Berg selbst erreicht, und es galt, sich auf schmalen Wegen, die kreuz und quer oft, durchzuwinden, und immer wieder hieß es: „Halt, Cousinchen — die Schleppe!“ und immer wieder saß das Ding fest, dabei drückte jeder Stein durch den feinen Schuh, so daß die arme Dita wirklich recht schlimm dran war.

„Weißt du was, Cousine,“ lachte zuletzt Georg, „wir schneiden die Schleppe ab.“

„Aber, Better, wo denkst du hin? ich gehe nicht mehr in die Schule, wo man kurze Kleider trägt.“

„Nein, mein Cousinchen, ich ziehe ja schon den Hut vor dir, aber paß auf, bei unseren Bergen gehst du doch noch einmal in die Schule.“

Höher und höher kletterte man hinauf; riesige Steine, Trümmern der Vorzeit gleich, und Gestrüpp jeder Art hemmten oft den Weg, aber Hindernisse erhöhen die Lust des Steigens nur, und je höher man stieg, je reiner und erquickender wurde die Luft, bis man endlich den Gipfel, ein kleines freies Plateau, erreicht hatte und hier sich lagernd von den Strapazen ausruhen und aus den mitgebrachten Brotkörbchen sich erfrischen konnte.

Gegen Mittag kam man zwar müde und erhitzt, aber fröhlich zurück, Emma war, nachdem sie den Staub abgeschüttelt, fast so frisch und sauber wie am Morgen, während der armen Dita Kleid jämmerlich zerzaust war und manche Flecke an die Dornen des Weges hatte abgeben müssen.

Über Mittag machte nun auch der hier bekannte Onkel

seine Vorschläge für die nächsten und schönsten Parteen und riet besonders die Schneekoppe bald zu besuchen, da sich das Wetter in den Bergen oft schnell ändere und dann eine große Gebirgstour unausführbar sei. So wurde für einen der nächsten Tage der Gang zur Koppe festgesetzt, und der Onkel ermahnte den Tag vorher, wenigstens die jungen Mädchen ruhen zu lassen, da besonders für Dita die Tour sonst zu stark werden könne. Dita versicherte aber lachend, sie habe ein ebenso tapferes Herz und ebenso flinke Füße wie Emma und würde es zu beweisen suchen.

Am Tage vorher ließ sich Dita wenig sehen; Vetter Sekundaner neckte sie beim flüchtigen Begegnen, sie fragend, ob sie im voraus ausschläfe? „Abwarten, Herr Vetter; aber ich und meine Schleppe dürfen doch auch morgen auf deinen Beistand rechnen?“

„Der soll keinem hilfsbedürftigen Fräulein fehlen,“ versicherte kühn Georg, und er benutzte, da selbst Schwester Emma nicht zu haben war, den Nachmittag zum Botanisiren mit Martin.

Schlag 4 Uhr morgens, hatte der Onkel befohlen, müsse man sich auf den Weg machen; die Mutter hatte auf die Teilnahme verzichtet, sich tragen lassen liebte sie nicht, und so wollte sie an dem Tage nötige Briefe besorgen.

Die Taschen waren mit Proviant gefüllt, die Reiseflaschen mit Wein, die Tücher eingeschnürt, und dienstwillig hatten die beiden Cousins sich damit beladen, tüchtige Bergstöcke waren schon am Tage vorher besorgt worden, und so reisefertig, harrte man der beiden Mädchen, um dann nach dem Genuß einer Tasse Kaffee aufzubrechen; beide kamen, den dampfenden Kaffee und die Tassen tragend, aus dem Hause.

„Aber — Dita, du Kapitalmädel! Bist du's, oder bist du's nicht?“ rief fröhlich Georg.

Und mit einem Knix und der Frage: „Gefalle ich dir so besser?“ wandte sich lachend Dita zu ihm. Die beiden Cousinen hatten den vorhergehenden Tag dazu benutzt, für Dita einen einfachen netten Anzug zu beschaffen, der jeder unnützen Länge entbehrte und so ihr selbst das Gehen und Steigen nicht wenig erleichterte. Auch feste Schuhe waren besorgt worden, und in der fröhlichsten Stimmung verließ die kleine Karawane, der der Onkel zum Führer diente, das Haus und schritt in den Strahlen der eben sichtbar werdenden Sonne dem Berge zu.

Lassen wir, so wie es Frau Werner that, die frohen Menschen ihres Weges ziehen und ersparen uns müde Füße.

Der Theetisch war am Abend in der Laube gedeckt, und oftmals aufsehend, saß die Mutter auf der Bank; sie hatte Sehnsucht, ihre Lieben wiederzusehen und sich zu überzeugen, daß alle gesund zurückgekommen seien, und endlich sah sie denn auch die kleine Gesellschaft herankommen, freilich nicht so laut und hell krähend wie am Morgen, und etwas flügelahm schienen alle zu sein.

„Mutter, Kübezahl läßt grüßen,“ rief der Quartaner, der noch der feckste von allen zu sein schien, „aber er hat uns leider keine Gnomen-Wagen zur Verfügung gestellt, und ich will es nur gestehen, Se. Durchlaucht hat sein Schloß etwas hoch gebaut und die Wege dorthin nicht in Chaussees verwandelt.“

„Dann erhielt er auch zu viele Gäste, du weißt, das liebt der Fürst nicht,“ sagte der Onkel, „aber Martin hat

recht, der Tag war heiß, und auch ich bin das Steigen nicht mehr wie sonst gewöhnt."

"Es war aber doch oben über alle Beschreibung herrlich," erwiderte Martin, "und schon morgen ginge ich wieder hinauf, aber nicht mit Dita, der arme Georg hat es sich sauer mit ihr werden lassen."

"Nein, gar nicht, du unartiger Bruder," sagte Georg, "Dita ist sehr tapfer gewesen."

"Sprich nicht von meinem Selbentum, Georg," sagte Dita, "ich wäre oben aber wirklich gern zur Taube geworden, um hinauffliegen und von noch höher herab auf all die Herrlichkeit sehen zu können."

"Es war so besser, Cousinchen, wer weiß, wohin du als Täubchen deinen Flug genommen hättest," warf Georg ein "aber gestehe, du warst doch etwas müde und verstimmt, als es in der Baude beim Kaffee hieß: Nun kommt erst der steilste Weg."

"Nein," rief Emma mutwillig, "ich will's euch verraten, was der Dita dort fehlte, die arme Cousine hat auf dem Wege ihr Herz verloren, und wer von euch kann raten an wen?"

Dita wurde über und über rot und wußte nicht, wo der Scherz hinaus sollte, während die Mutter sagte: "Da würde mein Töchterchen mich doch erst fragen."

"Das wäre wohl kaum zu erwarten," sagte Onkel Günther lächelnd, "für heute wüßte ich aber auch kaum, wo es geblieben sein sollte, ist's wahr, bieten wir Finderlohn."

"Dummes Zeug," sagte ärgerlich Dita, "Emma kann das Scherzen nicht lassen."

„Diesmal ist's ernst, und willst du es streiten, Cousine?“

„Aber wo und an wen denn, du kleiner Quälteufel?“
fragte der Onkel.

„Nun, ich will der Neugierde ein Ende machen, Dita denkt noch jetzt an den Ersehnten, und das war ein — Esel!“

Schallendes Gelächter folgte dieser Erklärung, und lachend versicherte nun auch Dita, daß sie eine Dame, die ihnen auf einem Esel reitend in Begleitung eines Führers begegnete, nicht wenig beneidet habe und es sich gar schön denke, auf dem Rücken eines Langohrs zu sitzen.

„Denke es dir nicht so schön, liebe Dita,“ sagte die Mutter, „die meisten Esel haben keinen leichten Gang, und im besten Fall steigt man mit schmerzenden Gliedern wieder ab.“

„Doch, Mütterchen, einmal mietest du mir auch einen Esel, versuchen möchte ich es so gern.“

„Versuchen sollst du es gern einmal, obgleich ich es für besser halte, man übt die uns von Gott verliehene Kraft und lernt ihr vertrauen und auf eigenen Füßen gehen und stehen, man lernt da fürs Leben.“

Übrigens habe ich früher ebenso gedacht wie du, leider aber ziemlich unangenehme Erfahrungen dabei gemacht.“

„Bitte, Mütterchen, erzähle es uns,“ bat nun auch Martin, „ich weiß so wenig Geschichten aus deinem Leben.“

„Nun, Kind, ich habe eine schwerere Schule durchgemacht, als du sie von Sexta bis Prima durchmachen wirst, heute aber seid ihr alle müde. Morgen müßt ihr so ausruhen, und nachmittags beim Kaffee erzähle ich euch meine drei Eselritte.“

Am andern Tage war das Versprechen der Mutter

nicht vergessen, und da alle behaglich in der Laube um den Tisch saßen, die Mädchen mit einer Handarbeit beschäftigt, begann die Mutter wie folgt.

„Du weißt, lieber Bruder, daß wir den Vater früh verloren haben und ich mir lange Jahre mein Brot selbst verdient habe. Das Schicksal hat mir meinen Weg durchs Leben nicht geebnet, und oft habe ich auf rauhem Pfade wandeln müssen; doch auch an heiteren Episoden hat es nicht ganz gefehlt, und zu den letzteren möchte ich meinen ersten Eseltritt nun nachträglich zählen, obgleich er mir damals nicht so erscheinen wollte. In einer Zeit, wo ich nicht gebunden, sondern nur bei einer Tante mich aufhielt, mußte ich auf Wunsch unserer Mutter unsere kranke Schwester nach Pyrmont begleiten.

Wir lernten mehrere Familien aus der Heimat kennen, die arme Schwester aber konnte an keiner geselligen Freude teilnehmen, bei ihrer großen Herzensgüte aber drang sie in mich, mich einmal einer Gesellschaft unserer Bekannten anzuschließen, die, auf Eseln reitend, einen nicht zu fernem bewaldeten Berg besuchen wollten. Noch nie hatte ich einen Esel geritten, die Versuchung war zu stark, und so nahm ich die Einladung an. Es war ein hübscher Tag, im Walde wurde Feuer angemacht, Kaffee gebraut und getrunken und mit Spiel die Zeit bis gegen Abend vertrieben.

Nun wurden Geschirr und alle Überbleibsel verpackt und einem Träger übergeben, während wir wohlgemut wieder unsere Esel bestiegen, die von ihren Treibern gehalten wurden. Die Launen dieser Tiere sind aber unberechenbar, und so sonderte sich auch mein Esel bald von seinen Gefährten aus, eigenstinnig stehen bleibend, wo ein Grassbüschel ihn zum Naschen

einlud. Kein Schlagen des Treibers konnte den Eigensinn des Tieres brechen, und so war ich bald allein. Da führt das Schicksal von einem Seitenwege einbiegend eine Gesellschaft Herren, ebenfalls auf Eseln reitend, auf meinen Weg, kaum seiner Namensvettern ansichtig, erwacht in meines Esels Herzen die Liebe zur Geselligkeit; meine Wünsche wenig achtend, drängt nun das Tier stets, wo zwei Herren zusammenreiten, mit Gewalt seinen dicken Kopf dazwischen, die Herren auseinander schiebend und mich zwischenhinein drängend. Meine Verlegenheit wurde immer größer, da ich keine Gewalt über den Esel hatte; seine Brüder aber, überdrüssig seiner Zudringlichkeit, setzten sich nun in Trab; das kann ich auch denkt mein Esel, und so jage ich im gestreckten Galopp den fremden Herren nach, den Eseltreiber und meine Gesellschaft weit hinter mir lassend.

Natürlich hatte ich bei dieser tollen Jagd vollauf zu thun, um mich nur im Sattel und auf dem Rücken des Tieres festzuhalten, und kam so zum Gelächter aller Begegnenden in Carriere mit den fremden Herren zugleich in Pyrmont an.

Hier stand nun das Tier mit den übrigen, und ich konnte hinabsteigen und nach Hause gehen. Lange nachher kamen denn auch meine Gefährtinnen zurück.

Es gab Gelächter genug über meinen Eseltritt, und in Pyrmont ging ich hinfort stolz an jedem Esel vorüber."

"Arme Tante," sagte Georg, "ja wäre dein Esel noch einem lustigen Better nachgesprungen!"

"Kind, ich hatte keine Verwandtschaft unter den Eseln." Und nachdem nun auch Georg ausgelacht worden war, sagte die Tante:

"Paßt auf, es kommt noch besser!

Im Laufe der Zeit hatte ich denn auch einmal das Glück, mit einer reichen Gräfin (der Name thut nichts zur Sache) als Gesellschafterin mit nach Karlsbad zu gehen. Ich war über die Berge aber so in Entzücken, wie ihr Kinder es jetzt hier seid, leider fehlten mir nur die lieben Verwandten, die sich meiner Freude gefreut hätten. Kurz und gut, meine Prinzipalin liebte es, wenn sie ein wenig bemerkt wurde, und so wurde ein großer Kaffee auf dem Schweizerhofe, einem etwas entfernt liegenden Vergnügungsorte, arrangiert, alle Tische mit Guirlanden geschmückt und schließlich die Gäste auf Eseln und Eselswagen dahin geführt. Ein Reitefel wurde mir zu teil, und schon beim Hinreiten merkte ich, daß Herr Graurock Langohr nicht zu den besten seiner Brüder zähle. Nach Schluß der Gesellschaft blieb mir natürlich noch manche Besorgung, der sich die Wirtin, die ich vertrat, nicht entziehen konnte, und so blieb ich ein wenig zurück. Am Tage vorher hatte es geregnet; dicht vor Karlsbad, wo schon der Anfang der vornehmen Promenade war, gefällte meinem Esel das kühle Raß, erst bleibt er stehen, der Treiber bemüht sich, ihn fortzubringen, das verletzt das Ehrgefühl meines Esels, er denkt: Nun erst recht nicht, und fängt an, es sich bequem zu machen. In der tödlichsten Verlegenheit bemühe ich mich herunter zu kommen, ehe das aber zu ermöglichen war, hatte sich das Tier schon auf die Kniee gesetzt und warf sich nun der Länge nach auf den Boden, alle Viere von sich streckend. Ein fremder Herr, meine Angst und Hilflosigkeit sehend, sprang herzu, fing mich auf und half mir aus dem Sattel. Wie ich aber ausgesehen haben mag? Kinder, man dachte damals noch nicht an solchen Luxus wie heute, mein ganzer Staat waren ein helles, sauberes Kattunkleid und ein Strohhut mit weißem

Bande; an Kleid und Hut dachte ich aber vor Scham und Ärger kaum, und doch mußte ich, nachdem es gelungen war, den Esel wieder auf die Beine zu bringen, wieder aufsteigen, weil ich noch weniger in dem beschmutzten Kleide gehen konnte. Aber noch zwei Esel hatte der Eigensinn ergriffen, denn oben auf der Promenade hielt meine Prinzipalin in ihrem Wagen noch bei meinem Vorüberreiten, weil die Esel nicht fortwollten.

Was meinst du, Dita, reitest du mit?"

"Liebe, arme Mutter," sagte lachend Dita, "du hast lauter Ausschuß-Esel geritten, aber wer war denn der Herr, der dir half?"

"Den habe ich vor Verlegenheit gar nicht angesehen, nur gehört, daß er sagte: „Beruhigen Sie sich, mein Fräulein, und bedenken Sie, daß es ein Esel ist."

"Niemand entgeht seinem Schicksal, ich hatte die Lust an Eseln völlig verloren, erzählte aber meine Schicksale meiner Cousine, deren Mann Superintendent in der Nähe des Harz war, als ich etwa zwei Jahre nach meinem Abenteuer bei ihr auf längere Zeit zum Besuch war. Meine Liebe zu den Bergen ließ mich denn auch den Vorschlag, eine Predigerfamilie, die schon im Vorharz wohnend, besuchen zu wollen, mit Freuden begrüßen. Nach dem Kaffee wurde ein wundervoller Spaziergang in den nahen Wald gemacht, von dessen lichteren Stellen man schon den alten Harz, einem langgestreckten dunklen Walde gleich, sehen konnte."

"Weißt du was, Cousine," sagte meine Cousine, "hier in der Nähe wohnt ein Förster, der hält sich auch einen Esel zum Reiten, das wäre etwas für dich."

"Danke schön," erwiderte ich ziemlich trocken, aber indem

führte mein Unstern einen Herrn, auf einem Pony, wie ich meinte, reitend, in unsere Nähe, und im nächsten Augenblick rief meine Cousine schon:

„Willkommen, Herr Förster, schön, daß Sie uns begegnen, hier meiner Cousine, die seit kurzem mein Gast ist, habe ich eben von Ihnen erzählt, sie reitet so gern auf Eseln und freut sich, daß Sie einen besitzen.“

Im Moment sprang galant der Herr von seinem Tier, das sich mir nun als Maulesel vorstellte.

Vergeblich dankte ich für die Ehre zu reiten, meine Cousine war mutwillig genug, immer wieder zu versichern, ich sei nur zu bescheiden.

Mir blieb keine Ausflucht, ehe ich mich recht besinnen konnte, saß ich von der Seite auf einem Herren-Sattel, also fast ohne Halt, hatte den Zügel und mußte mein Heil versuchen.

Der fremde Herr kannte die schönsten Wege im Walde und war unermüdlich, uns zu führen. Wir waren der andern Gesellschaft etwas zuvorgekommen und ich hielt mein Tier auf einem Berg-Plateau an, ließ mir die Gegend ringsum zeigen und erklären, und da ich meine Gefährten nahen sah, wollte ich absteigen und mich ihnen wieder anschließen. Dies nicht ahnend, denkt im Gegentheil der Herr des Esels an Weiterreiten und giebt dem Tier, um es anzutreiben, einen leichten Schlag; der Esel macht einen Satz, und in demselben Augenblick stürzte ich mit voller Gewalt zur Erde.

Längst hatte ich gelernt, mich zu beherrschen und meine Geistesgegenwart zu bewahren, so stand ich auch im Moment wieder auf den Füßen, der fremde Herr aber war blaß

wie eine Leiche geworden, und meine Cousine bereute wohl auch ihren Vorwitz und Übermut.

Ich selbst kam mit dem Schrecken davon, hatte aber solch Zittern in allen Gliedern, und als uns nach einiger Zeit der Herr Förster eine Einladung zu einer Waldpartie sandte und seinen Esel, um ihn zu benutzen, befiel mich bei dem bloßen Versuch zu reiten wieder dies Zittern, ich denke, ich hatte nun genug von den Eseln gelitten."

"Ach," sagte Emma kläglich seufzend, "ein Esel scheint immer ein Esel zu bleiben, da will ich doch lieber meinen eigenen Füßen vertrauen, die machen mir nicht solche Not."

"Na, und ich hätte sollen dabei sein," fiel der tapfere Martin ein, "mir sollte selbst ein Esel gehorchen."

"Und trotzdem, Dita, sollst du die Freude haben zu reiten," versicherte Georg, "wenn ich Führer bin, kommst du weder in Verlegenheit, noch in Gefahr."

Die für den Aufenthalt in dem Gebirgsdorf bestimmte Zeit war allen in der kleinen Gesellschaft nur zu schnell verschwunden; den Onkel rief sein Amt nach Hause, und die Tante Günther, sowie die anderen zu Hause gebliebenen Geschwister sollten doch auch noch die lieben Gäste genießen; so nahm man von den Lieblingsstellen Abschied, die Koffer wurden gepackt und der Wagen bestellt, doch wollte man auch die Rückreise noch so angenehm wie möglich machen, und so wurde beschlossen, über Hermsdorf zu fahren und von da noch erst den alten Rynast zu besteigen, dessen Ruine der Sage wegen, die sich daran knüpft, so allgemein bekannt ist. Da man in Hermsdorf übernachten wollte, so war beschlossen worden, erst nach dem Kaffee den Felsen zu besteigen. Auch die Mutter ließ sich auf vieles Bitten bewegen, die Partie

mitzumachen, und der Onkel übernahm es, einen bequemen Tragstuhl und sichere Träger zu besorgen. Alles war bereit aufzubrechen, wer aber beschreibt Ditas freudiges Erstaunen, als sie einen mit einem Damensattel versehenen Esel, von Georg gehalten, vor der Thür stehen sieht.

„Ein Mann ein Wort, Cousinchen, ich hatte dir versprochen, daß du einmal einen Eselritt versuchen solltest, hier ist nun die beste Gelegenheit dazu; so viele Reitesel hier indes gehalten werden, heute waren sie vergriffen, für dich habe ich noch den letzten glücklich erbeutet. Aber nun hinauf und vorwärts.“

Die Mutter eröffnete den Zug, der Onkel hielt Schritt mit ihr. Emma und Martin waren stets die besten Freunde, und so blieben sie auch heute bald zurück, da es zuweilen einen schönen Stein aufzuheben und bald eine seltene Blume zu pflücken gab.

Georg führte Ditas Esel und sorgte, daß sie bequem darauf sitze, angeblich um sie vor ähnlichen Eseleien, wie Ditas Mutter erfahren hatte, zu schützen. Alle waren froh, Dita aber wohl die Heiterste von allen, sie durfte reiten — in lieber Gesellschaft und nun gar zum Kynast hinauf. Es war ein bewegtes Bild, dieser Weg mit den hin und her gehenden und reitenden Besuchern, rück- und vorwärts bewegte sich alles im bunten Durcheinander, und man wußte oft kaum, wohin man zuerst die Aufmerksamkeit richten sollte. Der Weg macht eine kleine Biegung, auf einem Stein sitzt, so weit es ging vom Wege, eine Dame, sie scheint bleich zu sein, doch das ist nichts Auffallendes.

Gesesselt von Georgs lebhafter Unterhaltung, ist auch Dita, wie ja so viele andere, schon vorübergeritten, doch ein

zufällig rückwärts geworfener Blick zeigt ihr, daß an die bleiche Dame sich ein weinender Knabe fest anschließt.

„Georg, bitte, geh' einen Schritt zurück und frage doch, was dem Knaben fehlt,“ bat Dita freundlich, und schon steht Georg bei der kleinen Gruppe und erfährt unter fortwährendem Schluchzen und Weinen des Knaben, daß sich seine Mutter mit ihm in Hermsdorf zu ihrer Erholung aufhalte. Seine wiederholten Bitten hätten sie endlich veranlaßt, mit ihm den Rynast zu besteigen, die Mutter sei schon sehr erschöpft hinaufgekommen, beim Hinabsteigen habe sie aber einen Fehltritt gethan und ein Fuß sei verstaucht oder verrenkt, die Mutter könne vor Schmerz nicht auftreten, er sie aber auch nicht allein lassen, um Hülfe zu holen, und an alledem sei sein Wunsch, den Rynast zu sehen, schuld. Vergebens versicherte die Mutter, sie würde nach einiger Ruhe schon Hermsdorf erreichen können, um ihren Knaben zu beruhigen; ihre zunehmende Blässe ließ das Gegentheil befürchten und den Kleinen von neuem in Thränen ausbrechen.

„Nicht wahr, liebe Cousine, du reitest mit dem Eseltreiber allein zum Rynast hinauf, zur Hälfte haben wir den Weg ja schon zurückgelegt, es ist doch besser, ich gehe nach Hermsdorf zurück und schaffe für die kranke Dame Hülfe.“

„Gewiß, lieber Georg,“ erwiderte Dita, „aber erst hilf mir, ich sitze gar unbequem und möchte mich besser aufsetzen.“

Raum aber hatten Ditas Füße den Boden berührt, als sie auch schon den Esel zu der Leidenden führte mit den Worten: „Hier ist schon Hülfe, ich habe gesunde Füße, bitte, bitte, bedienen Sie sich meines Esels, um in Ihre Wohnung zu kommen, und du Georg, sei der Dame behülflich beim Aufsteigen.“

Georg sagte kein Wort, sondern entsprach Ditas Bitte und half der armen Leidenden so vorsichtig wie möglich den Esel besteigen. Die Dame selbst war anfänglich so überrascht von Ditas Güte, daß sie ebenfalls sprachlos alles geschehen ließ; der Knabe aber küßte in dankbarstem Entzücken Ditas Hände. „In Ihnen hat Gott uns einen Engel gesandt, und alle Tage will ich zu ihm beten, daß er Sie froh mache, wie Sie uns heute gemacht haben,“ rief er endlich noch im Scheiden Dita zu.

Über diesen Aufenthalt waren auch Emma und Martin wieder zu den beiden gekommen.

„Ist dir dein Esel davongelaufen?“ fragte sogleich Martin seine Schwester.

„Gewiß, mit allen vier Beinen zugleich. Im Vertrauen aber, Brüderchen, ich war seiner überdrüssig und wollte lieber in eurer Gesellschaft gehen.“

„Ei, ei, Schwester Dita,“ rief der mutwillige Bruder, „erst hast du in den Bergen die Schleppe verloren, nun gar die Reitlust und Müdigkeit, die Residenz kennt dich gar nicht wieder.“

Georg indes sprach kein Wort, führte aber sein Cousinchen mit solcher Vorsicht und Sorgfalt den Weg hinauf, daß man ihrer späteren Versicherung, ihr sei das Steigen nie so leicht geworden, wohl Glauben schenken durfte.

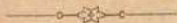
„Dita,“ rief ihr eben angekommen die Mutter entgegen, „hat dein Esel auch Eselken getrieben? Wo hast du ihn gelassen?“

„Fortgeschickt haben wir ihn, beste Tante, um zusammen zu gehen, mit Eseln hat man kein Glück. Aber der vierte Eselritt war doch der beste, und darum soll er auch der letzte sein.“

„Wenn es der letzte sein soll,“ rief lachend Martin, „dann sind ich und Emma wenigstens sicher, nicht auf den Esel zu kommen, wir möchten nicht so glänzend wie Dita hinabkommen! Mama, deine Geschichten haben einen schönen Schluß erhalten.“

Alle Esel sollen leben!“

„Und“, rief Georg, „die mutwilligen Quartaner daneben!“



Smith's - 22, July '1916
~~King's College~~

20-

ZS 176 76

UB BIELEFELD

990/4483649+01



9.17

k

K17

*Smith in
Hinfel 9*

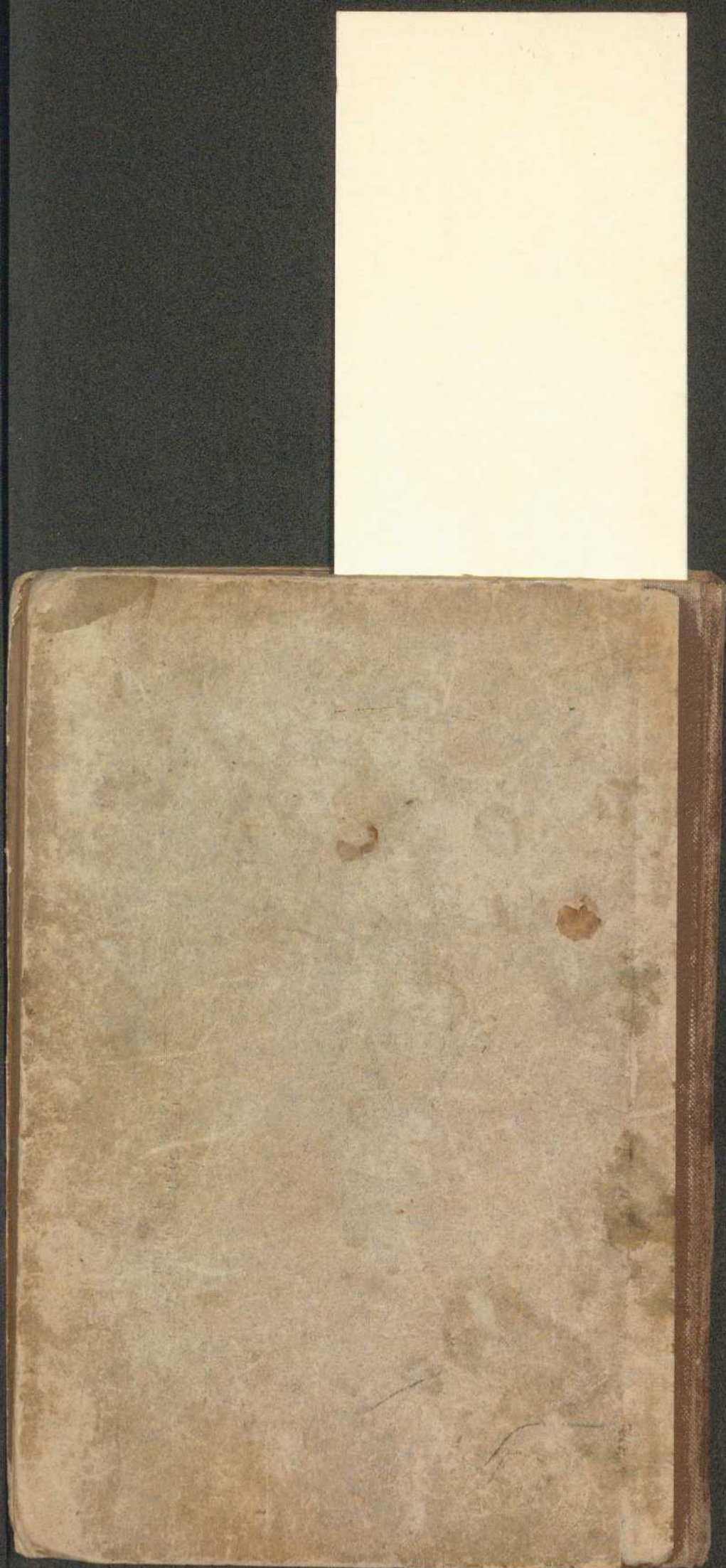
20-

99

ZS 176

76

[1894]



79
Der Jugend Bücherschatz.

Gänseblümchen

Dieblische Erzählungen

für

Jungen und Mädchen von 8 bis 10 Jahren

von

H. Köhler.

Mit farbigem Titelbild.



Düsseldorf,

Druck und Verlag von August Bagel.

